die Worte deutscher Führer und Dichter. Außerdem bringt die Rückseite eines jeden Kalenderblattes eine kurze Darstellung aus der Geschichte und Kulturgeschichte, die deutlich zeigt, wieviel der Osten überhaupt dem Deutschtum verdankt, wie urdeutsch der deutsche Osten schon seit Jahrhunderten ist, den seit früher Zeit deutsche Menschen in geschlossenem Siedlungsgebiet bewohnen. Seit Jahrhunderten ist die Ostpolitik für die deutsche Geschichte von größter Bedeutung. Auch in der jüngsten Gegenwart ist die Ostfrage wieder entscheidend geworden. Eine natürliche Folge davon ist es, daß sich nicht nur jeder denkende Deutsche mit diesen Fragen beschäftigen will, sondern auch, daß eine Reihe guter und weniger guter Schriften und Bücher erschienen sind, die sich mit dieser Frage befassen. Aus dieser Vielzahl hebt sich der Kalender Deutscher Osten 1940 durch seine Gediegenheit in Bild und Wort stark hervor. In aller gebotenen Kürze gibt er dem Leser und Beschauer mehr, als hier mit wenigen Worten angedeutet werden kann.

Herbert Wilhelm

## Zwiesprache

Unser Februar-Heft gibt ein Bild davon, wie zwischen den germanischen Überlieferungen wehrhafter Art und der soldatischen Gesinnung unserer Zeit ein unlösbarer Zusammenhang waltet. Dieser führt über den kriegerischen Bereich hinaus zu dem, was als Niederschlag uralten Kriegserlebens ein Besitz der deutschen Seele geworden ist. Zu diesen Zeugnissen gehört vor allem unser Lied vom „Guten Kameraden", das vor 130 Jahren entstanden und seither bis heute unser Denkmal des unbekannten Kriegers gewesen ist. Hans Joachim Moser untersucht die Entstehung und die Schicksale dieses vielgesungenen Liedes, das die Namen zweier bedeutender Lied- und Tondichter trägt, von diesen aber aus dem reichen Borne germanisch-deutscher Liedüberlieferung geschöpft worden ist. Wir werden in den nächsten Folgen Entstehung und Schicksale weiterer deutscher Soldatenlieder darstellen, die seit Jahrhunderten den Deutschen in den Kampf für Freiheit und Vaterland begleitet haben.

Wie unser wiedergewonnenes deutsches Weichselland seit 700 Jahren durch die ritterliche Macht des deutschen Ordens und die Bürgermacht der deutschen Hanse zurückerobert und deutsch gemacht worden ist, das legt Karl Jordan in einem Aufsatz dar, der auch die alten germanischen Wurzeln des Deutschtums in diesem Lande erkennen läßt. Neben den Trutzbauten des Ordens, dem Recht und deutsche Sitte folgten, erheben sich in den aus der Wildnis emporwachsenden deutschen Städten die ragenden Giebelhäuser deutscher Kaufleute: beides Zeugen einer großen Vergangenheit, die zugleich mahnende Verpflichtung für eine große Zukunft sind.

Fast 500 Jahre weiter zurück reichen die Spuren der Erstarkung des ersten Reiches, das unter der festen Hand des Kärtners Arnulf und des Sachsen Heinrich das Kärtner Grenzland im Süden aus fremder Völkerüberflutung zu einem sicheren und ewigen Bestandteil des Reiches machte. Stütze und Mittelpunkt der Reichsmacht in diesem Lande war die alte Karnburg, deren Grundrisse jetzt durch eine ϟϟ-Grabung wieder freigelegt sind. Der Leiter der Ausgrabung, Prof. Hans Schleif, gibt einen ersten, aber in alle wesentlichen Fragen eindringenden Überblick über das bisherige Ergebnis der Ausgrabungen.

Unter dem Einflusse einer übereilten Namengebung glaubt man heute noch hier und da, den kraftvollen, eigenwüchsigen Stil dieser ersten Kaiserzeit aus künstlerischen Vorbildern romanischer Art ableiten zu müssen. Dem gegenüber legt Peter Paulsen an Hand neuer Schmuckfunde dar, daß die wesentlichen Elemente dieser sogenannten „romanischen" Kunst sich unmittelbar an germanische Schmuckelemente anschließen, die dem Norden der Wikingerzeit als einem rein germanischen Bereiche entstammen und von hier aus früh zu anderen germanischen Völkern gekommen sind. Diese Ausführungen ergänzen sich mit dem zweiten Teil des Aufsatzes von Otto Stelzer über die nordischen Stabkirchen, der ja auch für dieses Gebiet die germanischen Wurzeln der größten künstlerischen Leistungen des Mittelalters erweist.

Von den heute noch lebenden Lichtmeßbräuchen im Elbe- und Saalegau erzählt ein Aufsatz von K. Th. Weigel, dessen Aufnahmen Einblick geben in den tiefen Zusammenhang von Sinnbild und Brauchtum bei den Feiern des Jahreslaufes. Arthur Scheler weist das weit verbreitete Sinnbild des „Jahrmännchens" auch für die südlichsten deutschen Gebiete nach, die darin ebenfalls als Heimat germanischer Dauerüberlieferung erwiesen werden.

Pl.

Hauptschriftleiter: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Anzeigenleiter: i. V. Gerd Richter, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7—11.
Druck: Georg Koenig, Berlin C 2.

Schluß des redaktionellen Teiles

*



# Germanien

Monatshefte für Germanenkunde

Heft 3 — 1940 — März

## Lebensgeschichten deutscher Soldatenlieder

II.

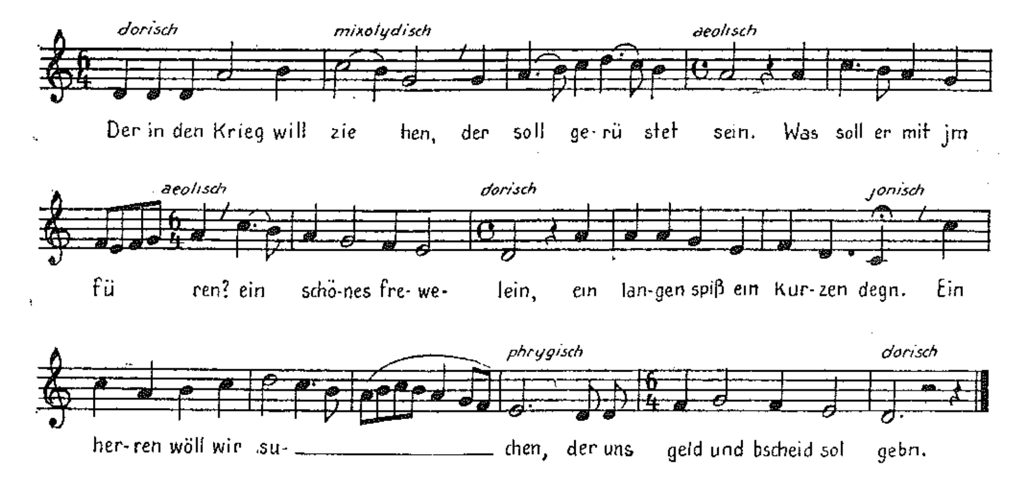
## Landsknechtsweisen

### Von Hans Joachim Moser

Martin Luther schrieb einmal den ihm befreundeten Nürnberger Ratsherren, sie möchten doch dort „dem Herrgöttlein" wegen seiner vielen unbefugten Nachdrucke auf die Finger klopfen. Dessen Wittib, Kunigund Hergotin, setzte das Geschäft des Gatten im Bösen, aber auch im Guten fort — zu letzterem rechnen wir ihre vielen volksnahen Flugschriften und Einblattdrucke. Zu den wichtigsten von ihnen für die Nachwelt gehört eine Veröffentlichung etwa vom Jahr 1530: „Ein neu Lied von dem Landsknecht auf den Stelzen, in des Schüttensamen Ton" — und ein anderes „Von der Kriegsleut Orden", in dem Ton „Wöl wir das korn schneiden". Beide Lieder hatte etwa zwanzig Jahre zuvor der Landsknecht und Volkssänger Jörg Graff gedichtet, das zweite wohl auch eigens melodiert (denn der Melodiehinweis auf jenes Erntelied kann nach dem Versmaß nicht wohl stimmen). Diese Drucke wird er als alter Stelzfuß selbst auf den Kneipen des Augsburger Reichstags abgesetzt haben, wenn er sie mit rauher Stimme und holzschnitthaft drastischer Geste vortrug:

Der uns das liedlein news gesang,
von newen gesungen hat,
das hat getan ein landsknecht,
got geb im ein fein gut jar!
Er singt uns das, er singt uns mer;
er muß mir noch wol werden,
der mirs gleich bzahlen muß.

Das erste der beiden Lieder lautet, wenn man es mit der Melodie der Muritat über den 1474 hingerichteten Raubritter Hans Schüttensam zusammenstellt, die F. M. Böhme aus einem Quotlibetbruchstück bei Forster (1540) und einer niederländischen Quelle einleuchtend nachwies, also:




Die urkräftige Weise gehört dem alten dorischen Tongeschlecht zu: man denke sich an Akkordstützen zu Anfang d-moll, bei „ziehen" die mixolydische Wendung nach G-dur, beim zweiten Zeilenschluß („sein") nach dem äolischen a-moll hin, ebenso bei der dritten „Distinktion". Bei „Frewelein" wendet sichs wieder nach d-moll, bei „degn" jedoch nach C-dur (Jonisch). Nun der „phrygische Schluß" d-moll-E-dur auf „suchen", und die Schlußzeile befestigt die Rahmentonart in d-moll. Das ist ein Kadenzreichtum, wie ihn wohl kaum ein neueres Volkslied besitzt! Sinnvoll steht die einzige längere Koloratur auf „suchen", obendrein an vorletzter Stelle, wo immer in der Musik das Ausschweifen am ehesten seine Stätte gefunden hat. Und wenn uns Heutigen die Rhythmik vielleicht verwickelt vorkommt, so ergibt sich diese als wunderbar schmiegsamer Vortrag, der zwischen Wiegen („espressivo") und Marsch („energico") kaum merkbar wechselt. Man verspürt jedenfalls vor dem musikalischen Hochstand des alten deutschen volkstümlichen Gesanges angesichts solcher Belege immer neue Hochachtung und liebende Bewunderung. Kennen wir nun schon die erste und letzte Strophe des Liedes, so möge hier noch der Rest mit seiner Schilderung des wilden und tapferen Landsknechtslebens stehen:

2. Und geit er uns dann kein gelt nit,
leit uns nit vil daran,
so laufen wir durch die welde,
kein hunger stoßt uns nit an:
Der hüner, der gens hab wir so vil,
das wasser aus dem prunnen
trinkt der landsknecht wenn er wil.

3. Und wird mir dann geschossen
ein flügel von meinem leib,
so darf ichs niemand klagen,
es schadt mir nit ein meit (= Heller)
und nit ein kreuz(er) an meinem leib.
Das gelt wöll wir verdemmen (= verschlemmen)
das der Schweizer umb hendschuch geit.

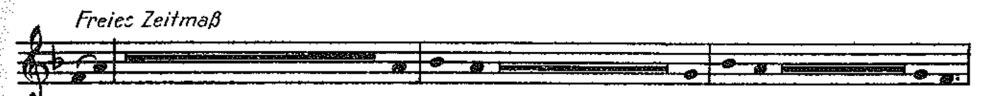
4. Und wird mir dann geschossen
ein schenkel von meinem leib,
so tu ichs nachher kriechen,
es schadt mir nit ein meit;
ein hülzerne stelzen ist mir bereit,
ja e das jar herumbegeit,
gib ichs ein spitelknecht.
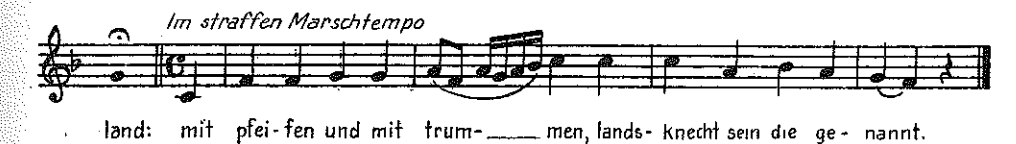
5. Ei, werd ichs dann erschossen,
erschossen auf breiter heid,
so tregt man mich auf langen spissen,
ein grab ist mir bereit;
so schlagt man mir den Pumperleinpum (= Trommelschlag)
der ist mir neunmal lieber
denn aller pfaffen geprum.

Zu dem anderen Jörg Graffschen Liede steht die Melodie in einer Dresdener Meistersingerhandschrift aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. Die Vorstellung des Bettelmönchsordens, die dem Gedicht aus dem Begriff des „im Gartsegel umschiffen" (= unter der Fahne des Bettlers



herumziehn) erwuchs, hat die erste Hälfte der spöttisch psalmodierenden Singweise erzeugt, eine Parodie des mönchischen Ostermettentones. Wie straff dagegen der Umbruch bei „mit Pfeifen und mit Trummen" — da hat sich offenbar ein Frunspergischer Querpfeifermarsch erhalten. Die Dresdener Handschrift zeigt bei „Trummen" eine unorganische Verlangsamung, die offenbar nur Ungeschicklichkeit der Notation darstellt. Wenn wir den Fehler beseitigt haben, so gibt uns die Melodie zum „Grafen von Rom" dazu das Recht, die dieselbe Zeile ebenfalls zu dem Text „mit pfeifen und mit trummen" im richtigen Taktmaß bietet. Wir notieren die Psalmodie so, wie sie gemeint ist: als rhythmuslosen „Laufton", auf den soviel Silben rezitiert werden, als der Text jeweils bietet. (Diese und andere noch zu besprechende Landsknechtsweisen habe ich in meiner Sammlung „Minnesang und altdeutsches Volkslied" bei Fr. Hoffmeister in Leipzig mit Klavierbegleitung herausgegeben).
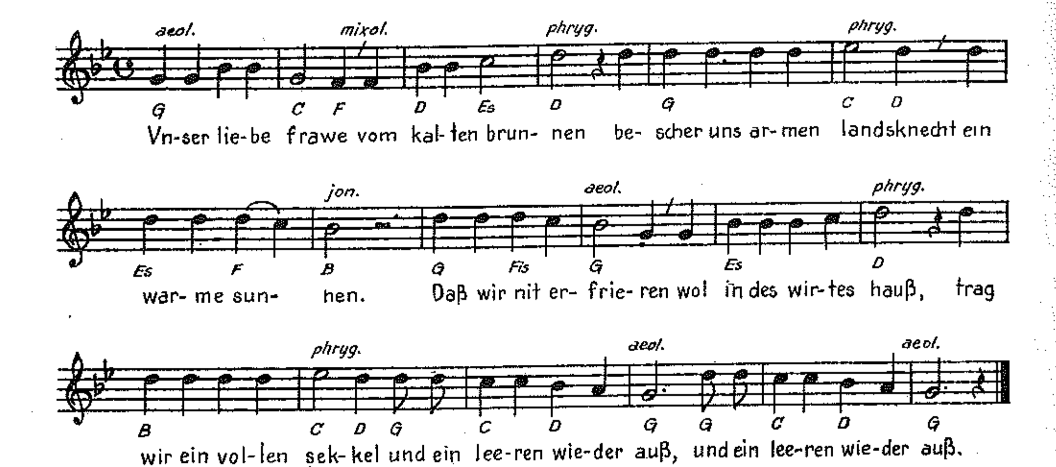






Von den insgesamt fünfzehn Strophen sei nur noch die letzte, die den Urhebervermerk enthält, hergesetzt:

Das ist der kriegsleut observanz und rechte,
sang Jörg Graff, ein bruder aller landsknechte,
unfall hat im sein freud gewendt,
wär sunst im orden bliben
willig bis an sein end.

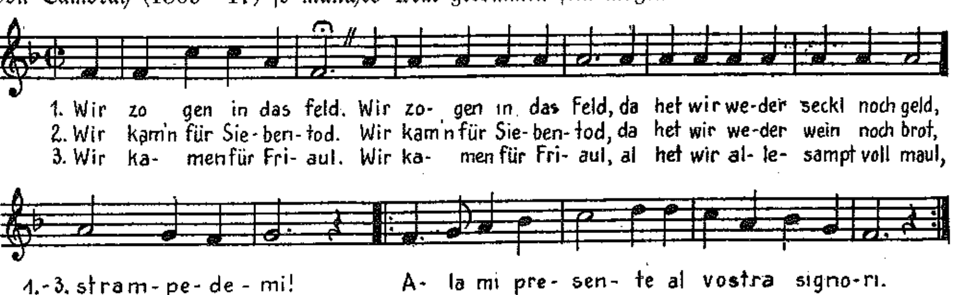
Noch der Pater Werlin in Seon notiert Wort und Weise abgeblaßt um 1630.

Im ersten der beiden Graffschen Lieder hatte es geheißen: „das wasser aus dem prunnen trinkt der landsknecht, wann er wil." Dieser Gedanke hat nun ein eignes Lied geboren: „Unser liebe fraue vom kalten brunnen." Franz Magnus Böhme, der verdiente Volksliedsammler, hat humorfremd dazu in seiner Ausgabe des Erkschen Liederhorts vermerkt, es handle sich wohl um eine ihm unbekannte Marienstatue bei einem Brunnen. Ach nein! Es ist ein ironischer Spaß derjenigen Landsknechte, die lieber Traubenwein getrunken hätten, aber in den Hungerzeiten mit dem Gänsewein vorlieb nehmen müssen — sie unterstellen sich der „Maria vom kalten Brunnen", ähnlich wie die Spielleute von Sankt Kümmernis, Sankt Nimmerlein, Sankt Grobian geredet haben und wir noch von Sankt Bürokratius sprechen. Wieder spielt eine Parodie herein, indem die Melodie einem frommen Wallfahrtsliede entnommen ist: „Gelobt sei Gott der Vater." Georg Forster, der Lutherfreund und Amberger Arzt, der auch die feurigen Trünklein schätzte, hat uns in der fünften Lieferung seiner großen Volksliedsammlung (1556) Melodie und einzige Textstrophe (die der Nibelungenstrophe ähnelt) mit vollstimmigem Satz von Johs. Stahel überliefert. Hier der Tenor:
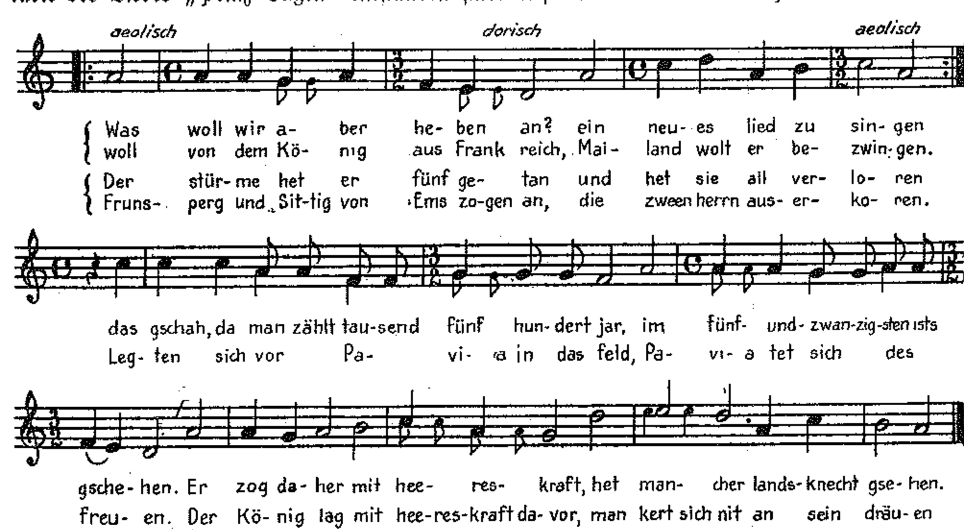



Aus der melodischen Ähnlichkeit, ja Gleichheit, zwischen 2./3. und 6./7. Zeile schaut noch der alte Doppelversikel der Notkerschen Sequenzform heraus, die Abweichungen dagegen von 1. und 5., 4. und 8. Kurzzeile entsprechen dem gleichen Vorgang in der Lutherschen Pfingstsequenz „Komm heiliger Geist, Herre Gott". Man sieht, in allen drei bisher behandelten Liedern zeigen sich die Landsknechte als ironische Kritiker des Pfäffischen — ob sie den Pumperleinpum den frommen Begräbniszeremonien neunmal vorziehn, ob sie den Ostermettenton nachäffen oder sie die Maria „zum kalten Brunnen" mit einer Wallfahrtssequenz scheinbar jämmerlich ansingen.

Ein köstliches Stücklein, das zu dem Frunspergischen Querpfeifermarsch des Maximilianliedes das Gegenstück bildet, verdanken wir ebenfalls Forster, der es in dem ausgesprochenen Volksliedband II (1540) seines „Auszugs frischer teutscher liedlein" bringt. Die Weise darf also heuer ein Vierhundertjahrsgedächtnis feiern; sie begegnet dann nochmals im 16. Jahrhundert bei dem Dresdener Kapellmeister Le Maistre und dem Salzburger Organisten Caspar Glanner. Der Anfang ist offenbar aus einem Trompetensignal gebildet, dann liegt wieder ein psalmierender „tonus currens" oder Repercussionston dauernd auf der Terz, und nach einer kurzen Abriegelphrase erklingt zweimal die eigentliche Marschweise in Bogenform zwischen Grundton und Sexte. Der Kehrreimtext ist verderbtes Italienisch; Rochus von Liliencron bietet dafür die Erklärung: Trompetta e-a-la-mi, presente alla mostra, Signori (= Trompetet e-a, gewärtig zur Musterung, ihr Herren!). Vielleicht ist „Strampedemi" (woraus Walter Hensel den Titel seines trefflichen Liederbuches genommen hat) auch mehr eine Irrbildung, die neben die Redensart stante pede ein „Strampelfuß ich" setzen wollte, und dazu ein „Voilà mi presente alla vostra Signoria" franko-italienisch fügt. „Siebentod" ist Eindeutschung für Cividale in Friaul, wohin die Landsknechte zur Zeit der Liga von Cambray (1509—17) so manches Mal gekommen sein mögen.






Man beachte, daß von Heldentum und Vaterland hier überall noch nicht die Rede ist, sondern daß Essen und Trinken, Geld und Frauen, aber auch tüchtige Waffen und ansehnliches Auftreten im Vordergrund stehen. Gleichwohl haben diese wehrhaften Mannskerle, so roh sie oft gewesen sein mögen, doch gerade auch in der Gestalt des Letzten Ritters eine erste Verkörperung des Nationalgefühls erschaut und begeistert verehrt, ihre großen Condottieri Frunsberg, Sickingen, Sittig von Ems stärkten als kühne Heroen diesen Gemeinschaftsgeist, und so ist — besonders seit der Schlacht von Pavia 1525, als die deutschen die in französischem Sold stehenden schweizer Reißläufer, einst die Bezwinger Burgunds, besiegten —, der frumbe Landsknecht auch ein stolzbewußter Deutscher geworden. Darum mag das Lied über diese Schlacht hier als letztes stehn; rechnet es weniger zu den Standes- als zu den historisch-politischen Zeitungsliedern, so ergibt doch die letzte Strophe, daß es ein Landsknecht gesungen hat: „Wann er ist (auch) auf der Kirchweih gwest, der Pfeffer (Fleischgericht) ward (den Feinden) versalzen, man richt't ihn mit langen Spießen an, mit Helebarden gschmalzen". Der herrliche „Pasierton" ist alsbald vom jungen evangelischen Kirchenlied aufgegriffen worden, der Nürnberger Ratsherr Lazarus Spengler hat auf diese Melodie sein Lied von der Erbsünde gedichtet „Durch Adams Fall ist ganz verderbt menschlich Natur und Wesen", worüber wieder Sebastian Bach ein berühmtes Orgelstück geschrieben hat — so vererbte sich altes Landsknechtsgut durch die Jahrhunderte bis in die Bezirke der höchsten Kunst. Und wieder können wir schon an der frühesten Aufzeichnung dieser „Weise vom König von Frankreich" (in Klugs Gesangbuch, Wittenberg 1535) die metrische Vielfalt und Kühnheit bewundern. Die urgermanische Freude an freier Füllung der vierhebigen Zeilen begegnete sich mit der Bänkelsängermanier, auf an sich unbetonten Silben zwecks nachdrücklicher Hervorhebung und Ausdruckssteigerung Nebenakzente anzubringen —, dadurch traten zu den geraden Takten noch dreiteilige; wir werden ein andermal sehn, wie aus dieser Singart die berühmten Fünfvierteltakte des Liedes „Prinz Eugen" entstanden sind. Also nun das Lied von Pavia:



Nach Angaben des Verfassers gestochen.

Es ließen sich noch weitere schöne Landsknechtlieder namhaft machen, so das „Frischauf, ihr Landsknecht alle", „Es ging ein Landsknecht über Feld", „Wohlauf, ihr frommen Deutschen", „Grüß Gott dich, Bruder Veite" und andere mehr. Den Wert und Reiz der alten Originalstücke belegt mittelbar noch die große Anzahl neuzeitlicher Nachahmungen, von denen aber keine einzige eine der Urweisen an Körnigkeit und Kraft erreicht. Man konnte wohl die Federhüte und Pluderhosen nachzeichnen, die Derbheit und Redeweise imitieren, aber der Geist des „verlorenen Haufens" ist einmalig und unnachahmlich geblieben.

# Das Kultsymbol der germanischen Göttin „Isis“

Von Karl Konrad A. Ruppel

Im neunten Kapitel seiner „Germania“, das den Gottheiten gewidmet ist, berichtet Tacitus von dem Kult einer swebischen Göttin, die er, ohne ihren einheimischen Namen zu nennen bzw. nennen zu können, mit der von seinen römischen Landsleuten und anderen Völkern des Mittelmeeres verehrten Göttin Isis gleichsetzt. „Ein Teil der Sweben“, so berichtet er, „opfert auch der Isis. Über Anlaß und Herkunft (causa et origo) des aus der Fremde gekommenen heiligen Brauches (peregrinum sacrum) weiß ich nur, daß das Symbol an sich (signum ipsum), weil es die Gestalt einer Liburne hat (in modum liburnae figuratum), auf einen über See dorthin gelangten Glauben (advectam religionem) hinweist.“ Das Kultsymbol ist also das einzige, was Tacitus über diese germanische Göttin in Erfahrung bringen konnte. Eben dieses Kultsymbol, das folgt aus dieser Tatsache, hat ihn veranlaßt, die swebische Göttin „Isis“ zu nennen. Der römischen wie der germanischen Gottheit war ein Kultsymbol in Gestalt eines Schiffes eigentümlich, aber nicht irgendeines Schiffes, sondern einer besonderen Schiffsart, die die Römer „liburna“ nannten.

Von den Liburnen ist in antiken Schriftquellen oft die Rede[1]), nirgends jedoch findet sich eine Beschreibung, die ein Bild gäbe von der Eigenart ihrer Gestalt und ihrer technischen Ausrüstung. Das einzige, was wir erfahren, ist, daß es kleine, schnelle Fahrzeuge waren, und daß ihr Name sich von der illyrischen Landschaft Liburna herleitete[2]). Auf welcher technischen Einrichtung diese Schnelligkeit beruhte, davon ist keine Kunde auf uns gekommen.

Auch über den Kult der antiken Göttin Isis fließen die literarischen und inschriftlichen Quellen reichlich[3]), aber auch sie sind für die Lösung des Liburna-Problems unergiebig. Fest steht nur, daß bei der Verehrung der Isis ein Kultsymbol in Gestalt eines Schiffes im Mittelpunkt der Feier gestanden hat. Das Hauptfest, das am 5. März begangen wurde, war im amtlichen Kalender (menologia rustica) sogar unter dem Namen „Schiffahrt der Isis“ (Navigium Isidis) verzeichnet. Wir wissen auch, daß bei dieser Frühlingsfeier ein mit mannigfaltigen Kostbarkeiten beladenes und prächtig geschmücktes Schiff der Isis geweiht und unter Segenswünschen in das Meer geleitet wurde. Über das Aussehen dieses Kultschiffes, über das es Charakterisierende erfahren wir aber nicht das geringste. Nirgends wird dieses Symbol mit einer Liburne in Beziehung gebracht.

Somit hat es den Anschein, als müßten wir die Hoffnung aufgeben, das Rätsel des „signum in modum liburnae figuratum“ einer Lösung zuzuführen. Und doch könnte wissenschaftliche Klarheit über das Kultsymbol der swebischen Isis ein Wesentliches dazu beitragen, das Geheimnis, das um diese Göttin webt, zu durchdringen. Denn Symbolgestalt ist nicht Willkür, sondern Notwendigkeit, Notwendigkeit vom Sinn her.

Wir glauben nun, durch Heranziehung einer bisher gänzlich unberücksichtigt gebliebenen Quelle ein Wesentliches zur Klärung dieses offenen Problems beitragen zu können.

Die Staatsbibliothek zu München besitzt die Handschrift eines Staatshandbuches des Römischen Reiches[4]), dessen Abfassungszeit auf Ausgang des vierten Jahrhunderts n. Zw. zu datieren ist. Es trägt den Titel „Verzeichnis aller Ämter, der zivilen sowohl wie der militärischen“ (Notitia dignitatum omnium tam civilium quam militarium). Das Werk ist in fünf Abschriften auf uns gekommen, die sämtlich erst aus dem 15./16. Jahr-

[1]) Vgl. Grosse in: Pauly's Real-Encyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft. Neue Bearbeitung, 25. Halbband (1926) unter „liburna“.

[2]) Grosse a. a. O. Rudolf Much, Die Germania des Tacitus, Heidelberg 1937, S. 125. Karl Müllenhof, Deutsche Altertumskunde, Bd. 4 (2. Aufl. Berlin 1920), S. 220 u. a.

[3]) Vgl. Röder in: Pauly's Real-Encyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft. Neue Bearbeitung, 18. Halbband (1916), Sp. 1216 ff.

[4]) Cod. lat. 10 291.



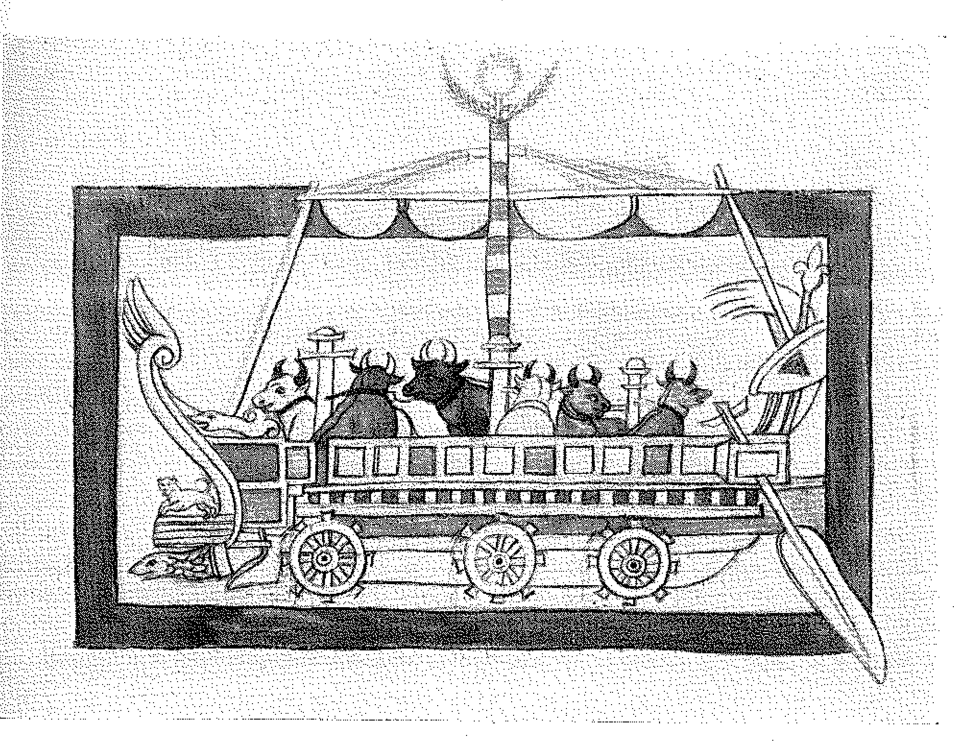


Abb. 1. Liburna. Bayr. Staatsbibliothek Cod. lat. 10291, Bl. 175 v

hundert stammen. Eine Besonderheit aller Handschriften ist ihr reicher Bilderschmuck. Auf Blatt 175 des bezeichneten Münchner Exemplars befindet sich sich nun die Darstellung eines Schiffes mit der Beischrift „Liburna“. Die Beischrift ist ebenso überraschend wie die Gestalt und die Ausstattung des Schiffes. Wir sehen ein festlich geschmücktes Fahrzeug, in Bewegung gesetzt durch Schaufelräder, die mittels eines Göpelwerkes durch Rinder angetrieben werden. Daneben ist das Schiff auch mit einem Segelwerk ausgerüstet, das zusammengerafft ist. Der Mast ist bekrönt von einem Palmenkranze zwischen zwei Palmenzweigen. Am Vorderteil des Schiffes sehen wir eine Stange, die in einen Dreisproß ausläuft, mit ihr verbunden einen Schild und eine Garbe (?). Der Schmuck an Mast und Bug weist hin auf einen kultischen Charakter des Schiffes.

Der reiche Bilderschatz der Notitia dignitatum ist seitens der Wissenschaft bislang noch niemals planmäßig und kritisch bearbeitet worden, auch eine Veröffentlichung der Bilder steht noch aus[5]), was um so bedauerlicher ist, als die Darstellungen vielfach germanische Verhältnisse berühren. Bei dieser Sachlage ist die Frage nach dem Quellenwert der Bilder mit einer gewissen Zurückhaltung zu beantworten. Daß die Bilder auf alte Vorbilder, wahrscheinlich auf die Vorbilder der Urhandschrift, zurückgehen, wird nicht bezweifelt, andererseits ist bei den Nachbildungen „mit Mangel an Originaltreue, Mißverständnissen und Weglassungen zu rechnen“[6]).

[5]) Vgl. E. Polaschek in: Pauly's Real-Encyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft. Neue Bearbeitung, 26. Halbband (1926) unter „Notitia dignitatum“. Abbildungen bei Panciroli, Notitia utraque dignitatum cum Orientis tum Occidentis ultra Arcadii Honoriique tempora, Venedig 1593. Die Abbildungen der Pariser Handschrift bei Omont, Notitia dignitatum ... Paris o. J. Über die Schildbilder der germanischen Truppenteile im römischen Heere nach der Notitia dignitatum vgl. Altheim, Klio, Beitr. zur Alten Geschichte, Bd. XXXI, Heft 1 (1938).

[6]) Polaschek a. a. O., Sp. 1202.

Wenn man Schiffsdarstellungen des 15. und 16. Jahrhunderts mit der Darstellung der Notitia dignitatum vergleicht, erscheint es stilistisch ausgeschlossen, daß es sich bei unserem Bilde um ein Phantasieprodukt eines Illustrators aus der Zeit der Anfertigung der Handschrift handelt. Dagegen spricht auch die Tatsache, daß das Skizzenbuch des Giuliano da San Gallo[7]) vom Ende des 15. Jahrhunderts mehrere Kopien unseres Schiffes enthält (mit und ohne Rinder), die offenbar auf eine italienische Handschrift zurückzuführen sind, während das Münchner Manuskript die Kopie eines früher in Speyer aufbewahrten, jetzt verschollenen Kodex ist[8]). Berücksichtigt man weiter, daß der Schmuck an Mast und Bug unmittelbar in die Antike weist, so ist es durchaus möglich, daß unsere Schiffsdarstellung dem Urbilde vom Ende des vierten Jahrhunderts entspricht; zum mindesten ist sie auf eine noch römische Vorlage zurückzuführen.

Es wird sich zunächst die Frage erheben: Was hat eine kultische Darstellung in einem Staatshandbuche zu suchen? Die Antwort ist sehr einfach. Unser Schiff ist nur eine unter vielen religiösen Darstellungen der Notitia dignitatum, die darauf zurückzuführen sind, daß im Römischen Reiche Staatsverwaltung und Kult aufs engste miteinander verbunden waren.

Das Überraschende an dem Bilde ist zunächst, daß wir ein Schiff mit Schaufelrädern vor uns haben, überraschend um deswillen, weil nicht die entfernteste Kunde auf uns gekommen ist, daß die Römer Schiffe solcher Bauart als Handels- oder Kriegsschiffe verwandt hätten. Man würde sich also veranlaßt sehen, das Bild für ein reines Phantasieprodukt zu halten, wenn nicht das zweite überraschende Faktum zu verzeichnen wäre, daß vom Standpunkte der Technik aus die Inbetriebsetzung der Schaufelräder durch ein von Rindern bedientes Göpelwerk durchaus im Bereiche der Möglichkeit läge, weil die Alten bereits das Zahnrad, z. B. zum Betriebe von Schiffsmühlen, kannten[9]). Unser Bild berechtigt uns also zu dem Schlusse: die Römer kannten Schiffe mit Rädern, freilich nicht im eigentlichen Seewesen, sondern, worauf die Ausstattung des Schiffes hinweist, im kultischen Bereiche.

Mit unserer Auffassung scheint im Widerspruch zu stehen, daß anscheinend weder in den literarischen noch in den bildlichen Quellen ein Bericht über ein römisches Kultschiff auf Rädern überliefert ist. Freilich ist uns auch nichts überliefert, mit welchen technischen Hilfsmitteln das Kultschiff der Isis zu Lande fortbewegt worden ist, bis es dem Meere übergeben wurde. Daß es nicht mit dem Kiel auf der Erde hingeschleppt, sondern auf eine bequemere Weise zu Lande befördert worden ist, ist um so eher anzunehmen, als uns bekannt ist, daß das Schiff, das bei den Panatheäen, dem Hauptkultfeste der Athene, im Festzuge mitgeführt wurde, und an dessen Mast und Raa der heilige Peplos befestigt war, auf Räder gestellt war. Es ist ohne weiteres anzunehmen, daß dies auch bei dem Kultschiff der Isis der Fall war.

Die Beischrift der Notitia dignitatum bezeichnet unser Schiff als „Liburna". Daß diese Beischrift nicht ein Einfall des Kopisten, sondern von ihm einer alten Vorlage entnommen ist, dürfte außer Frage stehen. Wie sollte auch ein deutscher Illustrator oder Abschreiber des 15. Jahrhunderts auf den Gedanken gekommen sein, das Schiff Liburna zu benennen?

Stammt die Beischrift aus antiker Überlieferung, dann stehen wir vor der Tatsache, daß die Römer einem Kultschiff auf Rädern den Namen liburna beigelegt haben. Das wäre neu, denn bisher war nur bekannt, daß sie einen bestimmten Schiffstyp ihrer Kriegsmarine, offenbar um seine fremde Herkunft anzudeuten, nach der illyrischen Landschaft Liburnia benannt

[7]) Vgl. Beiträge zur Geschichte der Technik und Industrie. Jahrbuch des Vereins deutscher Ingenieure, Bd. 16 (1926), S. 200 ff.

[8]) Polaschek a. a. O., Sp. 1200.

[9]) Vgl. O. Kammerer, Die Entwicklung der Zahnräder, in: Beitr. zur Geschichte der Technik und Industrie. Jahrb. des Vereins deutscher Ingenieure, Bd. 4 (1912), S. 242 ff.



haben. Warum nun zwei ganz verschiedene Arten Schiffe in gleicher Weise bezeichnet worden sind, ist schwer auszumachen. Vielleicht verstand man unter einer Liburne überhaupt einen vom Ausland übernommenen Schiffstyp, denn nicht nur das liburna genannte Kriegsschiff, sondern auch das Schiff der Isis stammte, wie ihr Kult überhaupt, aus dem Auslande, und zwar aus Ägypten. Wie dem auch sei, das eine steht fest, daß eine als Kultschiff erkannte Darstellung eines Schiffes mit Rädern in einem offiziellen römischen Staatshandbuche „Liburna" genannt wird.

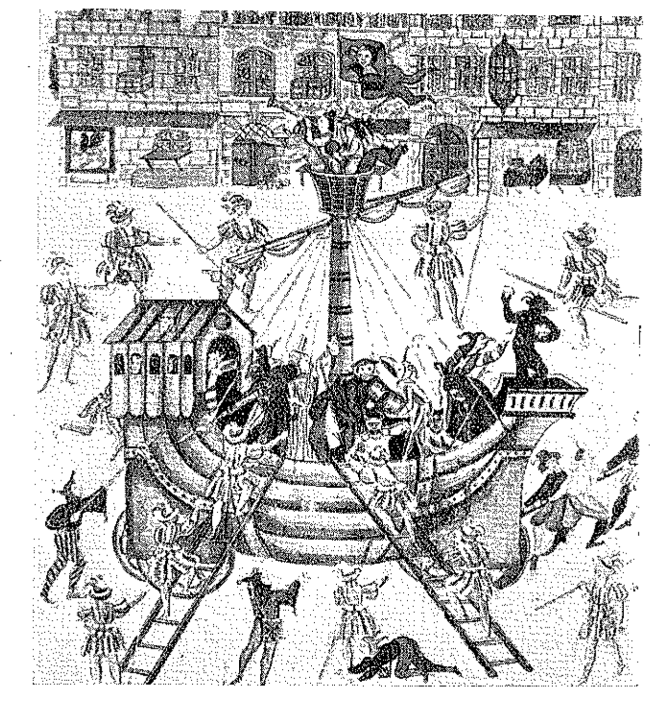


**Abb. 2. Aufzug des Narrenschiffes beim Schembartlaufen zu Nürnberg 1539**
(Aus dem Nürnberger Schembartbuch)
Archivbilder (2)

Zu prüfen wäre, ob es sich bei unserem Bilde tatsächlich um das Kultschiff der Isis handelt oder nicht. Die Frage wagen wir nicht zu beantworten. Der Löwe am Hinterteil des Schiffes wie auch die Rinder scheinen eher auf die Magna mater hinzuweisen, jene Göttin, die Tacitus in Kap. 40 seiner „Germania" mit der germanischen Nerthus gleichsetzt.

Obwohl diese Frage offen bleiben muß, dürfte es nicht zweifelhaft sein, daß die Abbildung der Notitia dignitatum das Rätsel, das uns Kap. 9 der „Germania" aufgibt, eindeutig löst: Das Kultsymbol der swebischen Isis hatte die Gestalt eines Schiffswagens.

Das Ergebnis unserer Untersuchung berührt sich mit einer Vermutung, die bereits Jacob Grimm[10]) aufgestellt, und die seitdem allgemeine Anerkennung gefunden hat[11]). Sie knüpft an an einen Bericht des Abtes Rudolf von S. Trond in der von ihm verfaßten Chronik seiner Abtei. Danach hat im Jahre 1133 ein Bauer aus Cornelimünster (vorher Inden genannt) mit anderen „leichtfertigen" Leuten in einem nahegelegenen Walde ein Schiff gezimmert und diese „terrea navis", um sie zu Lande fortbewegen zu können, mit Rädern versehen. Dieses Teufelswerk (diabolicam technam), wie Rudolf den Schiffswagen bezeichnet, zogen Weber mit Stricken von Ort zu Ort. Die Fahrt ging zunächst nach Aachen, wo Männer und Frauen in großer Prozession den Schiffswagen einholten. Wo das Schiff auch hinkam, überall wurde es mit Jubel und Festlichkeiten empfangen. Die Anteilnahme des Volkes an diesem Umzuge war so groß, daß sich die Geistlichkeit, voran Abt Rudolf, in das Mittel legte und in schärfster Weise für die Abstellung des heidnischen Brauches predigte. Man solle dieses Blendwerk des Teufels (diaboli ludibrium) und Bildnis böser Geister (malignorum spirituum simulacrum) verbrennen oder sonst beseitigen, denn in ihm zögen die bösen

[10]) J. Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Ausg. (1875), S. 213 ff.

[11]) Müllenhoff a. a. O., S. 218 f. Karl Simrock, Handbuch der Deutschen Mythologie, 5. Aufl. (1878), S. 369 ff. Rudolf Much a. a. O., S. 125 ff u. a.

Geister herum, so daß man es ein Schiff des Neptun oder Mars, des Bacchus oder der Venus nennen könne. Die Geistlichkeit erreichte ihr Ziel bei den weltlichen Gewalten, so daß Löwen sich weigerte, den Schiffswagen in die Stadt einzulassen. Damit hatte der Umzug ein Ende, dessen Ziel offenbar die Meeresküste gewesen war. Grimm, der den Bericht Rudolfs in vollem Wortlaute wiedergibt, fügt hinzu: „Wahrscheinlich lebten unter dem gemeinen Volke jener Gegend damals noch Erinnerungen an einen uralten heidnischen Kultus, der jahrhundertelang gehindert und eingeschränkt nicht vollends hatte ausgerottet werden können. Ich halte dieses im Lande umziehende, von der zuströmenden Menschenmenge empfangene, durch festlichen Gesang und Tanz gefeierte Schiff für den Wagen jener Göttin, welche Tacitus der Isis vergleicht, die den Sterblichen — gleich Nerthus — Friede und Fruchtbarkeit zuführte ... Ihren Namen hatte das Volk längst vergessen, nur die gelehrten Mönche ahnten noch etwas von Neptun oder Mars, Bacchus oder Venus; auf das Äußerliche der alten Feier kam die Lust des Volkes von Zeit zu Zeit wieder zurück. Wie wäre der Bauer im Walde zu Inden darauf verfallen, ein Schiff zu bauen, wenn ihm nicht Erinnerungen an frühere Prozessionen vorgeschwebt hätten?"[12])

Solche Umzüge mit Schiffswagen sind uns auch sonst bezeugt. So erläßt der Rat zu Ulm im Jahre 1530 folgendes Verbot: „item es soll sich nieman mer weder tags noch nachts verbuzen, verkleiden, noch einig faßnachtkleider anziehen, ouch sich des herumfarens des pflugs und mit den Schiffen enthalten, bei straf 1 gulden"[13]). Im Oldenburgischen setzt man in der Pfingstnacht kleine Schiffe auf einen Wagen, mit denen man am folgenden Morgen durch die Straßen fährt[14]). Im Fasnachtsbrauch haben Schiffswagen in verschiedenen Gegenden eine wichtige Rolle gespielt. Vielleicht ist sogar mit Wackernagel u. a. die Bezeichnung Karneval von carrus navalis (Schiffswagen) herzuleiten. In den Nürnberger Schembartbüchern ist eine Fasnachtszene mit einem von dämonischen Gestalten besetzten Schiffswagen dargestellt[15]).

Ob und inwiefern dieses Brauchtum mit der Verehrung der von Tacitus „Isis" genannten Gottheit zusammenhängt, sei dahingestellt. Über den Sinn des Schiffswagensymbols und des swebischen Isiskultes wird an anderer Stelle gehandelt werden.

---

[12]) Grimm a. a. O. S. 217.

[13]) Grimm a. a. O. S. 218.

[14]) Clemens Müller, Germanistische Erinnerungen, der Alma Mater Bratislaviensis zugeeignet, Berlin 1911, S. 102.

[15]) Abb. bei O. Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen, I. Bd., Frankfurt a. M. 1934, S. 87.

---

**Es lebe das freie Lachen, das sich aus der Gebundenheit des grämlichen Tages plötzlich, unvermutet und unwiderstehlich losringt! Es lebe vor allem die stille Heiterkeit, welche bei besserem Nachdenken allen wirren, krausen Ärgernissen des Lebens abgerungen wird, und leben sollen die, welche sich jederzeit Rechenschaft über allen Wechsel ihrer Stimmungen abzulegen vermögen, und welche die Qual oder die Wonne der Stunde wohl gleich allen Erdgeborenen überrascht, doch nicht überwältigen kann.**

**Wilhelm Raabe.**

---



# Die Stufenpyramide

## Ein Beitrag zur Sinnbeständigkeit germanischer Sinnbilder

### Von J. O. Plassmann

Das unter dem Namen „Ruodlieb" bekannte, von einem Geistlichen im bayrischen Kloster Tegernsee um 1023 geschriebene lateinische Epos ist eine unserer ältesten Quellen für das mittelalterliche Leben, wie es sich einem unbefangenen Beobachter zeigte, der es zwar als Klosterinsasse, aber keineswegs nur aus dem Gesichtskreis des Klosters sah[1]). Aus diesem Grunde hat es uns auch manche Züge mittelalterlichen Lebens erhalten, deren ungebrochene und ununterbrochene Herkunft aus germanischer Überlieferung hier ungleich deutlicher wird als in irgendeinem klösterlichen und lateinischen Denkmal vorher und noch lange nachher. Zu den wichtigsten Schilderungen dieser Art gehört der Bericht über eine Eheschließung in vornehmen Kreisen, die im Ringe der Verwandten und unter Einhaltung von Rechtsformen[2]) geschlossen wird, die selbst schon wichtige Zeugnisse für das Fortleben der germanischen Bräuche bis tief in das Mittelalter hinein sind. Aus der nur bruchstückhaft erhaltenen Erzählung ergibt sich etwa folgender Hergang: ein Fräulein, das als Erbtochter bei seiner verwitweten Mutter, einer Verwandten des Titelhelden Ruodlieb wohnt, hat einen Neffen des letzteren kennengelernt und sich bei einer Festlichkeit auf dem Hofe der Mutter mit ihm verlobt. Die Verlobung geschieht in der Form eines Würfelspieles, bei dem sie dreimal aneinander ihren Ring verlieren und sich so gewissermaßen selbst zum Pfande geben. Zur Vermählung werden bald darauf die beiderseitigen Sippengenossen auf das Gut des Oheims geladen; wo sich alle im Kreise um die Braut stellen und Ruodlieb die Vermählung mit einer Ansprache einleitet. Dann nimmt der Bräutigam das Wort, erklärt, daß er sich mit dem Mädchen vermählen wolle und bittet die Umstehenden, Zeugen der Vermählung und des Austausches der Heiratsgaben zu sein. Ruodlieb richtet dann die Frage an Bräutigam und Braut, ob sie einander zur Ehe wollen; nach ihrer Bejahung fällen dann die Sippengenossen das Urteil, daß die Braut dem Bräutigam nach dem Rechte der Ehe vermählt sei[3]).

Auf diese Weise ist die Eheschließung in den rechtlichen Formen vollzogen; es folgt jetzt die symbolische Handlung, die man als einen ebenso unerläßlichen Bestandteil der Eheschließung betrachten muß. Diese Stelle hat jedoch ein Wort, das bis vor kurzem keine eindeutige Erklärung gefunden hat, obschon der Sinn der geschilderten Handlung zum großen Teil davon abhängt (V. 63 ff.):

> Sponsus at extraxit ensemque piramide tersit;
> Anulus in capulo fixus fuit aureus ipso,
> Affert quem sponsae sponsus dicebat et ad se:
> 'Anulus ut digitum circumcapit undique totum,
> Sic tibi stringo fidem firmam vel perpetualem,
> Hanc servare mihi debes aut decapitari'.

„Der Bräutigam aber zog sein Schwert und strich es an der „piramis"; ein goldener Ring war an seinem Griff befestigt, den reichte der Bräutigam der Braut und sprach zu ihr: „Wie der Ring den Finger von allen Seiten ganz umfaßt, so verpflichte ich dich zu fester und ewiger Treue; die mußt du mir bewahren oder enthauptet werden."

Worauf es hier ankommt, ist das Wort „piramis", das „Pyramide", „Kegel", „Heuschober" und sogar „Schornstein" heißen kann, wenn man nicht überhaupt an eine selbständige

---

[1]) Friedrich Seiler, Ruodlieb, der älteste Roman des Mittelalters, 1882. Textausgabe.

[2]) Vgl. Herbert Meyer, Die Eheschließung im Ruodlieb und das Eheschwert; Zs. der Savignystiftung für Rechtsgesch., Band 52, Germanistische Abt. 1932, S. 276—293. (Abk. „H. Meyer, Ruodlieb".)

[3]) Vgl. H. Meyer a. a. O. S. 280.

Neubildung des Dichters denken will[4]). Man kann aber dem sonst so sehr im Anschaulichen bleibenden Dichter eine jedem Leser unverständliche Künstelei nicht zutrauen, und so hat Herbert Meyer[5]) eine dem eigentlichen Wortsinne am besten gerecht werdende und auch sonst am weitesten führende Deutung gefunden. Er hält die „piramis" für nichts anderes als die Stufenpyramide des Gerichtspfahles, die uns in vielen Zeugnissen belegt und von Herbert Meyer auch in anderen Abhandlungen[6]) einer eingehenden Untersuchung unterzogen ist. Es ist der alte Dingpfahl, der auf der Gerichtsstätte bei dem Steine steht (vgl. die Femeformel „Stock, Stein"), oder auf ihn gesetzt ist; der „truncus super lapidem", wie er in alten Quellen heißt[7]). Mit ihm gleichbedeutend dürfte das „stafflum regis" der Lex Ribuaria sein[8]), dem heute noch viele Staffelsteine, Staffelgerichte und im niederdeutschen Sprachgebiet die Stapel, Stapelberge, Stoppelberge, Bonstapel usw. entsprechen[9]). Der Sinn des Wortes war ursprünglich schon mehrdeutig; es konnte „Pfosten, Pfeiler, Turm, Säule" bedeuten, aber auch schon „Hügel" oder „Unterlage, auf der etwas steht" (Deutsches Wörterbuch X 2, 3, Sp. 515 ff.). Der offensichtliche Zusammenhang mit „stehen" läßt ja eine subjektive und eine objektive Bedeutung zu. Die Bedeutung „Stufenfolge" (die auch in unserem heutigen Worte „staffeln" enthalten ist) oder „Treppe" hat das Wort wohl im Zusammenhange mit der Weiterentwicklung des ursprünglichen Steinhaufens oder Steines zu einer ersteigbaren Erhöhung bekommen[10]). Doch hält sich die Bedeutung „Stamm" (truncus) daneben bis zuletzt; wie ja etwa bei einem „Holzstapel" ursprünglich wohl der mittlere Pfahl gemeint ist, um den das Holz aufgeschichtet wird. So werden die zu einem Gerichte gehörenden Leute „stapellüde" genannt — „pertinentes super truncum dictum stapel"[11]). Der Vorstellung der Stufenpyramide entsprechen die Gerichte „circa gradus" und die „Gradgerichte" (Grimm RA II, S. 426).

Diese Stufenpyramide hat in Wort und Sinn ihre Entsprechung in dem französischen „perron", der ursprünglich den königlichen Gerichtsstein in Paris bezeichnete; „Perron ist aber ebenso der Name der Gerichtssäulen und ständigen Marktkreuze in Belgien und im westlichen Frankreich; . . . . Die Abbildungen, die für Lüttich bis ins zwölfte Jahrhundert zurückreichen, zeigen schlanke Steinsäulen auf einem runden oder vieleckigen steinernen Stufenunterbau. Auf der Spitze zeigen sie teils einen kegel- oder kugelförmigen Abschluß — später zum Pinienzapfen gestaltet —, teils ein Kreuz. Ihnen gleichen genau die englischen und schottischen sog. Marktkreuze . . ., die ebenso wie die Perrons in erster Linie Gerichtswahrzeichen sind"[12]).

Herbert Meyer hat all diese Dinge in den richtigen Zusammenhang gestellt und aus der germanischen Dauerüberlieferung gedeutet, wenn er den „Stapel" oder den „truncus super lapidem" aus dem germanischen Kultpfahl herleitet, aus dem auf andere Weise und auf anderen Wegen auch die Rolande entstanden sind. Als Urformen sind die in den Boden gerammten Stämme in den heiligen Hainen zu erschließen, die in Haufen von Steinbrocken eingesenkt waren[13]). Mit Recht hält er für die Grundbedeutung des althochdeutschen Wortes

[4]) R. Koegel, Gesch. d. deutschen Literatur, I 2 (1897), S. 391 übersetzt: „er fuhr mit dem Schwert über den Hut".

[5]) Ruodlieb, S. 284.

[6]) Vor allem „Heerfahne und Rolandsbild". Nachr. v. d. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Philologisch-historische Klasse 1930, S. 460—528; ferner „Freiheitsroland und Gottesfrieden", Sonderabzug aus den Hansischen Geschichtsblättern, 56. Jahrgang 1931. — Rasse und Recht bei den Germanen und Indogermanen, Weimar 1937. Das Handgemal. Forschungen zum deutschen Recht, I., 1. 1935.

[7]) Vgl. H. Zoepfl, Alterthümer des deutschen Reichs und Rechts, I. (1860, S. 39, 60; dazu H. Meyer, Freiheitsroland, S. 15.

[8]) H. Meyer, „Heerfahne", S. 501, Anm. 1.

[9]) H. Meyer, Freiheitsroland, S. 15.

[10]) H. Meyer, Freiheitsroland, S. 16.

[11]) Gengler, Codex juris municipalis Germaniae I (1863), S. 389; vgl. Meyer, Freiheitsroland, S. 15, Anm. 40.

[12]) H. Meyer, Freiheitsroland, S. 16.

[13]) H. Meyer, Heerfahne, S. 486 f.



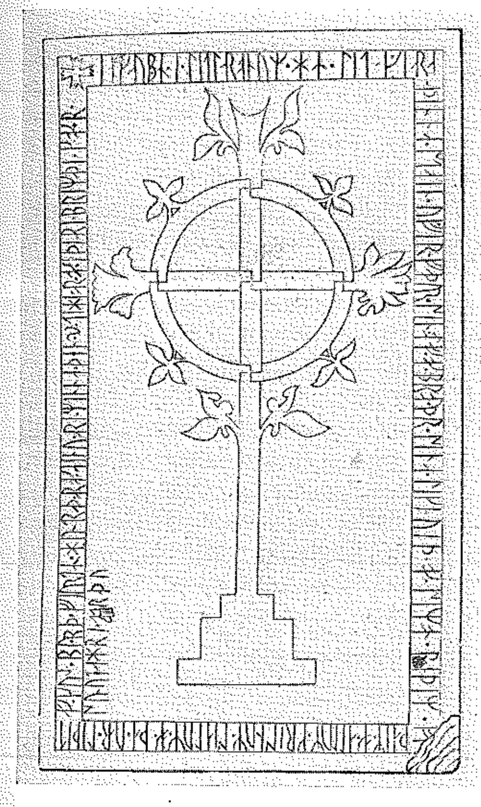


Abb. 1. Gotländischer Grabstein, 12. Jh.

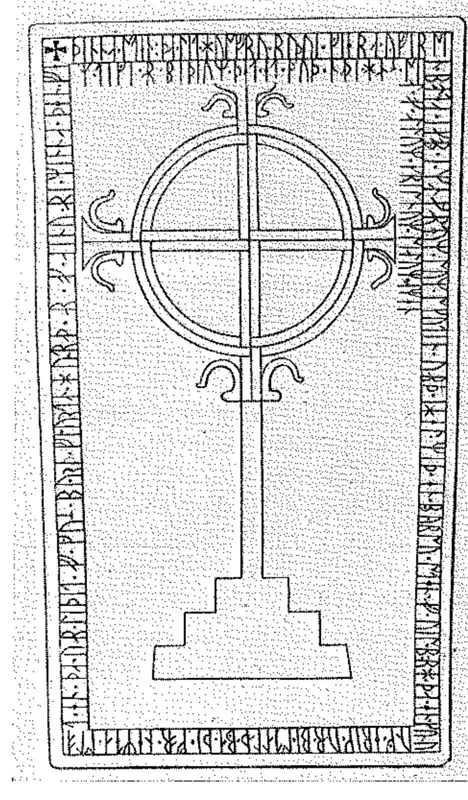


Abb. 2. Gotländischer Grabstein, 12. Jh.

„haruc" (Heiligtum), „Steinhaufen, Steinhegung" (zu lateinisch „carcer"). Daneben gehören nach ihm auch die altnordischen „ǫndvegissulur", die Hochsitzsäulen und Tragsäulen des Hausdaches, in denen sich die Ahnen verkörpern[14]). „Der Ahn ist der Schutzgeist des Hauses, der auch nach seinem Tode im Haus, wo er ursprünglich begraben wurde, zugleich mit den Lebenden wohnt und seinen Platz am Hochsitz behält. Ich möchte annehmen, daß die Verehrung der Toten der Ausgangspunkt auch für den Götterkult war und daß der Pfahl hervorgegangen ist aus dem auf das Grab gepflanzten Baum, der von den Steinen umgeben war, die auf das Grab geworfen wurden, um das Wiedergehen der Leiche zu verhüten"[15]).

Bis auf die letzte Folgerung — ich halte die Beziehung von Stein und Mensch für viel tiefer begründet als in der Totenfurcht — halte ich diese Anschauung für völlig richtig, vor allem was das Verhältnis von lebenden Baum zum „toten", aber lebensträchtigen Pfahl angeht. Gerade für diesen Zusammenhang lassen sich sehr viele Beispiele anführen; ich will für die Entsprechung zwischen Kultpfahl und Kultbaum nur auf die verdienstvollen Arbeiten von Friedrich Mößinger hinweisen, die er in dieser Zeitschrift[16]) veröffentlicht hat. Der Maibaum, den er nach M. Höfler, Wald- und Baumkult (1892, S. 16) abbildet (1938, S. 146), steht auf einem dreistufigen Erdberg und hat selbst drei waagerechte konzentrische Kränze. Er hat sein genaues Vorbild in dem Maibaum des 15. Jahrhunderts, der in dem Livre d'heures de la reine der Anna de Bretagne (Paris 141, Tabl. 17) abgebildet ist (Germanien 1938, S. 147). Hier steht ein lebender Baum, dessen Krone aus drei Stufen besteht, auf einem ziemlich hohen

[14]) H. Meyer, Heerfahne, S. 487 f.

[15]) H. Meyer, Freiheitsroland, S. 18.

[16]) Fr. Mößinger, Maibaum, Dorflinde, Weihnachtsbaum; Germanien 1938, S. 145—155. — Ders., Die Dorflinde als Weltbaum; Germanien 1938, S. 388—396.

dreistufigen Unterbau, der anscheinend aus einem mit Erde gefüllten Korbgeflecht hergestellt ist. Für den drei- und mehrstufigen Baum hat Mößinger in seinen Arbeiten eine solche Fülle von alten und größtenteils heute noch lebenden Beispielen beigebracht, daß man hier von einem ganz neuen Gebiete lebendiger Dauerüberlieferung sprechen kann. Auf Grund der alten Vorbilder kann man den dreistufigen Unterbau auch für die heute noch lebenden dreistufigen Bäume zur Zeit ihrer Entstehung voraussetzen; wenn diese Unterbauten aus Erde hergestellt waren, so waren sie leicht durch Abschwemmung zu zerstören. Einen lebenden Baum konnte man natürlich nicht auf eine steinerne Unterlage setzen, sondern nur auf eine irdene, die aber in ihrer Gestalt durch das Weidengeflecht ausdrücklich betont und gefestigt war. Da es sich bei diesen Bäumen durchweg um dörfliche Malbäume handelt, die auch wohl ursprünglich rechtssymbolischen Charakter hatten, so dürfen wir sie im Sinne von Herbert Meyer für eine heute noch lebende Parallele zu dem „Stapel“, dem Gerichtspfahl auf der Pyramide ansehen, oder ursprünglich zu dem auf das Grab gepflanzten Baum, der möglicherweise auch auf einem dreistufigen Erdhügel gestanden hat.

Daß die bildhafte Überlieferung dieser Pyramis mit dem Kreuzbaum darauf (alts. galgo, rôda usw.) sich auch in Verbindung mit dem Grabe selbst gehalten hat, zeigen zwei gotländische Grabsteine aus dem 12. Jahrhundert (Abb. 1 und 2), die inmitten eines von der Runeninschrift: eingefaßten Rechteckes einen zum Radkreuz gebildeten Kreuzbaum auf einem dreistufigen Unterbau zeigen, indem man wohl die dreistufige Pyramis wiedererkennen darf, die vermutlich ursprünglich selbst auf dem Grabe gestanden hat. Wie dieses Ahnengrab mit dem Steinaufbau und dem Kultpfahl dann als Träger des „Megin“ der Ahnen zum Gerichtswahrzeichen geworden ist, hat Herbert Meyer in den genannten Abhandlungen überzeugend dargelegt. Sein Hinweis auf die Entsprechung des lebenden Baumes mit dem Kultpfahl, der ebenfalls Lebensträger ist, trifft den eigentlichen Kern der Sache; beide sind „Lebensbäume“, wie der „boträ“, der schwedische Dorfbaum. Hier liegt auch, worauf ich in dieser Zeitschrift wiederholt hingewiesen habe, der Ursprung jener Sage von dem dürren Baume, der wieder grünen wird, wenn der heimkehrende König seinen Schild daran hängt; wie unsere Kaisersage sie als letzten Ausläufer einer uralten Vorstellung zeigt. Kaiser Friedrich kehrt ja aus dem unterirdischen Schlosse, das heißt wohl, aus der Grabkammer zurück; wenn er den „dürren Baum“, den Kultpfahl, wieder zum Grünen bringt, so ist es das „Megin“ des Ahnherrn, das darin wirksam wird[17]).

Ich kann nun aber eine Anzahl von Beispielen dafür beibringen, daß diese dreistufige Pyramide wirklich als Rechtssymbol durch das ganze Mittelalter fortgelebt hat. Das Rechtsbuch der Stadt Herford, das aus dem 14. Jahrhundert stammt[18]), stellt im 19. Kapitel (a. a. O. S. 41) fest, „wie der Gaugraf das Gauding halten soll“: „Wenn der Gaugraf auf den Heyenlo (die Gerichtsstätte) kommt, so frage man ihn, auf wessen Geheiß er gekommen sei, ein Gauding zu halten. Dann spreche er: ‚Ich bin hergekommen auf Geheiß des Erzbischofs von Köln und will diesem Lande ein gnädiger, holder und rechter Gaugraf sein‘. Dann soll ihm einer der Erfahrensten staben, auf daß er solcherweise schwöre, daß er diesem Lande ein holder Gaugraf und ein gnädiger, rechter Richter sein will, ‚auf daß mir Gott helfe und seine Heiligen‘. Darnach trete er auf den S t a p e l und richte jedermanns Klage, wie es die Dingpflichtigen als Recht erklären. Kann man aber des Rechtes dort nicht einig werden, so kann der Gaugraf sein Gauding über vierzehn Tage aufschieben und die Streitenden auf die Wellen[19]) vor der Rennpforte laden. Kann man es auch dort nicht entscheiden, so lege der Gaugraf über vierzehn Tage ein Gauding vor die Bank (Gericht) zu Herford und richte dort, wie die Schöffen es für recht erklären. Werden auch die Schöffen des Rechtes nicht einig, so soll man die Frage den Schöffen zu Dortmund vorlegen; und was dort gefunden wird, daran soll man sich in Herford halten.“

[17]) Vielleicht gehört in diese Reihe auch der Stab des Papstes Urban im Liede vom Tannhäuser, der wieder grünt, nachdem Tannhäuser in den Berg zurückgekehrt ist.

[18]) Rechtsbuch der Stadt Herford aus dem 14. Jahrhundert. Originaltext mit Übersetzung und Anmerkungen von J. Normann. Herford 1905. — Ich bringe die Zitate in eigener Übersetzung, da der Sinn des niederdeutschen Textes nirgendwo zweifelhaft ist.

[19]) Der Name „Heyenlo“ wird von Normann S. 100 mit Recht als „der für Gerichtsverhandlungen gehegte Hain“ gedeutet. — „Auf den Wellen“ ist der Name einer Flur außerhalb des Renntores von Herford. Der Name tritt öfters in Zusammenhang mit Gerichtsstätten auf; so war das Gogericht „zum Sandwell“ im heutigen Steinfurt das höchste Gericht des Hochstiftes Münster. Vgl. A. Benkert, Das Gogericht zum Sandwell. 1927.



**Abb. 3. Gerichtssitzung in Herford**
Aus dem Rechtsbuch der Stadt Herford. 14. Jh. Originalgröße 19,5:27 cm

Der Rechtsgang spielt sich im Bereiche der westfälischen Feme ab, deren oberster Freigraf der Erzbischof von Köln als Herzog von Westfalen, und deren oberster Freistuhl (neben dem zu Arnsberg) der zu Dortmund unter der Femlinde war. Es wird im übrigen deutlich, wie der Gaugraf auf der Gerichtsstätte im Heyenlo auf den „Stapel“ tritt, der hier also zum mindesten als erhöhter Stein, wenn nicht sogar als dreistufige Pyramide gedacht werden muß. Daß es sich um eine solche handelt, dafür bietet uns nun eben dies Herforder Rechtsbuch einen einzigartigen bildlichen Beleg. Es enthält eine farbige Tafel (Abb. 3), die eine Sitzung der Gerichtsbank in Herford zeigt, vor die nach zweimal vierzehntägiger Frist der Streitfall gebracht werden soll, der vor dem Stapel im Heyenlo keine Entscheidung gefunden hat. Sie zeigt im Hintergrunde den Richter mit sechs Schöffen vor dem halbrunden Tische, im Vordergrunde den Gerichtsschreiber (Notar?), in der Mitte und in den Verschlägen zu beiden Seiten offenbar die streitenden Parteien. Auf dem Tische vor dem Richter aber steht ein Gebilde, das wir ohne weiteres als die dreistufige Pyramide ansprechen können, die mit einem (Ordens-)Kreuze gekrönt ist und an der Vorderseite noch ein gleichartiges Kreuz zeigt. Davor liegt das Schwert, das auch auf dem Steintisch der Feme lag, und das hier sicher das Gerichtswahrzeichen selbst ist[20]).

[20]) So auch H. Meyer, Ruodlieb, S. 287. — Die Bedeutung der Sinnbilder in Herford wird im Rechtsbuch (Normann S. 38/39) genau gekennzeichnet. In dem Abschnitt „Wie der Gaugraf Vogtding halten soll“ heißt es zu Beginn: „Wenn der Gaugraf mit den Schöffen ein echtes Vogtding abhalten will, so soll er das auf dem Rathaus tun. Die Schöffen sollen bei ihm sitzen. Die Fronboten sollen einen Tisch vor ihn setzen, der mit einem Tuche bedeckt ist. Darauf sollen sie die Heiligen stellen und ein Schwert dabei legen, damit man sehe, daß hier Königs Bann ist, und daß hier unter Königs Bann gerichtet werden kann zu Hand und Hals und über Frei und Eigen, das hier gelegen ist.“ Unter den „Heiligen“ sind die Reliquien zu verstehen, die sicher in der Pyramide enthalten sind. Auch das ist ein deutlicher Hinweis darauf, daß diese Pyramide aus dem Ahnengrab entstanden ist; denn im christlichen Brauche ist auch sonst die Reliquie an die Stelle der Gebeine der Ahnen getreten. — Offensichtlich ist das Bild (Abb. 3) eine Darstellung der hier beschriebenen Gerichtsszene.

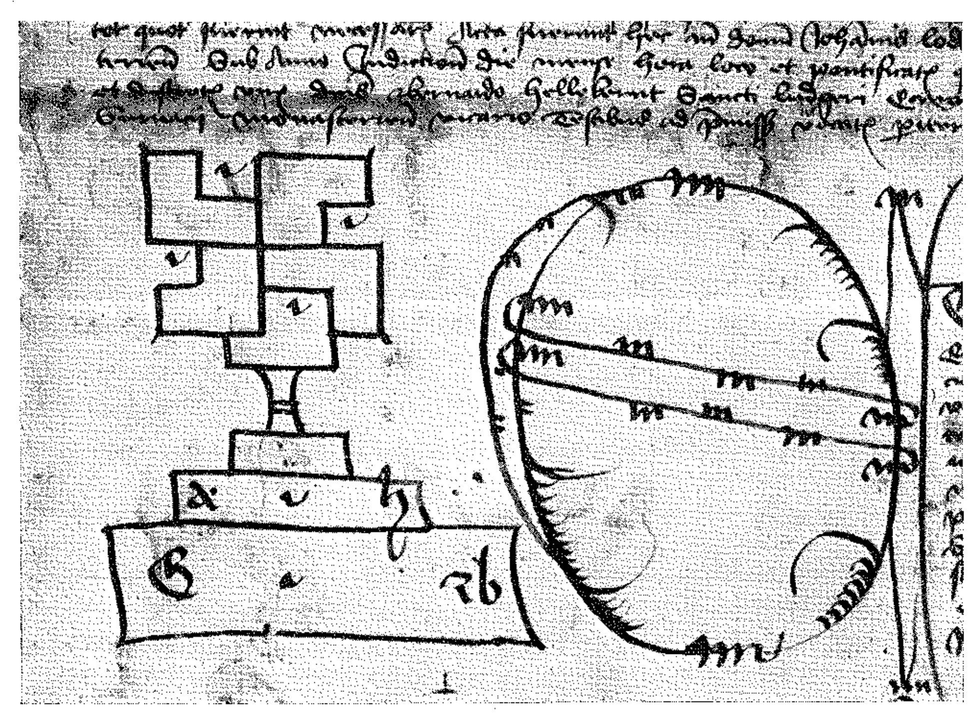


Abb. 4. Stufenpyramide mit Hakenkreuz (Stadtarchiv Münster)

Wir gehen schwerlich zu weit, wenn wir in dieser „piramis" ein Abbild jenes „Stapels" sehen, der draußen im Heyenlo an der Gerichtsstätte im Freien stand, und wenn wir sie also für ein aus der freien Natur in den geschlossenen städtischen Gerichtsraum mitgenommenes Rechtssinnbild halten. Die Verbindung mit dem Schwerte aber ruft uns wieder jene Stelle im Ruodlieb ins Gedächtnis, von der wir ausgegangen sind: sollte auch das „Wetzen" des Schwertes an der im Freien stehenden „Piramis" an dem verkleinerten Abbild auf dem Gerichtstisch wiederholt worden sein? Wir wissen es nicht; auf jeden Fall aber haben wir hier einen sicheren Beleg für das Fortleben und die wirkliche Existenz dieses von Herbert Meyer mit großem Scharfblick zunächst nur aus der Literatur erschlossenen Rechtssinnbildes, und zwar in einem Zusammenhang, der stark an die Sachlage im Ruodlieb gemahnt. Übrigens entspricht die Herforder Darstellung insofern dem Soester Femgerichtsbild, als auch hier der Richter das Schwert vor sich auf dem Tisch liegen hat[21]. Daß alte, ursprünglich dem im Freien tagenden Gericht eigentümliche Rechtswahrzeichen mit in die Städte genommen werden, ist ja nicht selten: so ist der Soester Patroklus, eine dem Ende des 12. Jahrhunderts entstammende Holzfigur auf einer Säule, die in der den Bürgern gehörigen Vorhalle des Patroclimünsters aufgestellt ist[22], im Grunde nichts als ein in den geschlossenen Raum versetzter Roland. Wenn anderswo der Roland, der zur plastischen Gestalt weiterentwickelte alte Schwertpfahl[23], häufig an das Rathaus angelehnt wird, weil der Rat als Hort der Stadtfreiheit erscheint und damit die Gerichtsbarkeit wie in Herford in das Rathaus verlegt wird, so ist in Münster das Rathaus gewissermaßen selbst der Gerichtspfahl geworden; denn an ihm wurde seit 1578 und wird noch zur Zeit des Jahrmarktes der Arm mit dem Schwerte als Zeichen der Marktgerichtsbarkeit am Rathaus ausgesteckt[24].

---

[21]) H. Meyer, Heerfahne S. 471.
[22]) Herm. Schmitz, Soest (Leipzig 1908), S. 11.
[23]) H. Meyer, Heerfahne S. 509 f.
[24]) J. O. Plassmann, Geschichte der Stadt Münster (1925), S. 138.

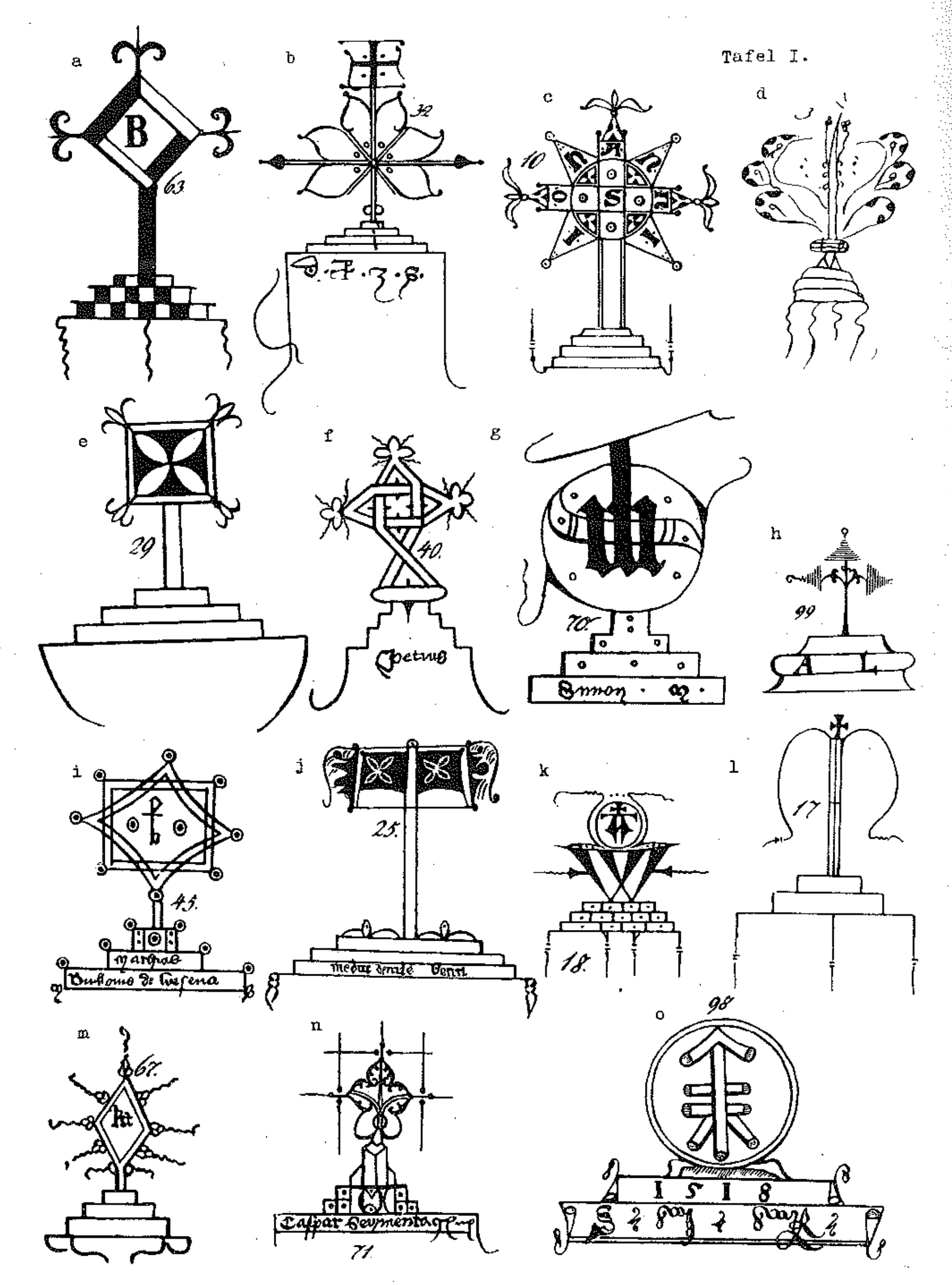


Im Stadtarchiv in Münster wurde ich nun auf eine eigenartige Urkunde aufmerksam gemacht, die mich zu der Annahme bringt, daß ein solches Rechtssinnbild, und zwar die dreistufige Pyramide, aus dem Bereiche des germanischen Gerichtes im Freien noch viel tiefer in die äußerlich veränderten Rechtsformen eingedrungen ist und sich dort mit einer Zähigkeit behauptet hat, die nur aus der elementaren Bedeutung dieser Sinnbildformen erklärt werden kann. Es ist eine 1474 durch den Notar Goswin Bocholt aus Haltern ausgefertigte Schenkungsurkunde[25], durch die Hinrich Vrome der Vikarie von St. Servatii 4 Schillinge übermacht. Das Signet des Notars zeigt ein dreistufiges Gebilde mit einem pflockartigen Aufsatz, der selbst wieder ein Rechteck und darauf ein Gebilde trägt, das man wohl als ein Hakenkreuz ansprechen kann. Die unterste der drei Stufen trägt die Buchstaben G und b, offenbar die Initialen von Goswin Bocholt. (Abb. 4.) Wenn der kaiserliche Notar hier als Beglaubigungszeichen seiner Amtsgewalt das gleiche Zeichen wählt, das als „stafflum regis" in der germanischen Zeit Sitz und Mittelpunkt des königlichen Gerichtes gewesen ist, so erkennt man, daß das Abbild dieser königlichen „Pyramis" gewissermaßen sein Urbild, das Wahrzeichen des königlichen Gerichtes, ersetzt. Es ist das „Handgemal", das als „hantmahal" ursprünglich die Gerichtsstätte der Sippe war, wie Herbert Meyer annimmt[26], an dem außer eidlichen Feststellungen über Abkunft und Erbrecht und Eheschließungen (Ruodlieb) auch die Festigung von Veräußerungsgeschäften und Schenkungen vollzogen wurde[27]. Der Gedanke liegt nahe, daß die „Festigung" des geschriebenen Vertrages, die „firmatio", ebenso durch Handanlegen an das gezeichnete Rechtswahrzeichen geschehen ist, wie sie in der Vorzeit durch gemeinsames Anlegen der Hände an das Rechtswahrzeichen, meistens den Speer, erfolgte[28].

Die Urkunde von Münster steht nun bezüglich des Signets keineswegs allein; eine Nachprüfung der bisher veröffentlichten Notariatssignete aus dem Mittelalter bis in die Neuzeit hinein läßt vielmehr erkennen, daß der ganz überwiegende Teil der deutschen Signete[29] die Stufenpyramide mit dem darauf gesetzten Pfahl oder Baum als Rechtswahrzeichen erhalten hat. Wie Tafel I zeigt, ist die Stufenpyramide fast immer dreistufig; es kommen auch vereinzelte vierstufige Formen vor, und in einzelnen Fällen (d) erscheint auch der einfache und wohl ursprünglichste Dreistufenberg. Die „Piramis" trägt immer einen Pfahl als Aufsatz, und dieser trägt dann ein anderes Sinnbild, dessen Bedeutung sich nicht immer ohne weiteres erkennen läßt. Es ist nicht immer das Kreuz (c); sehr oft ist es auch ein an den Seiten in „Ilgen" auslaufendes Quadrat (a, e) oder die Verbindung zweier ineinandergeschachtelter Quadrate (i) oder eine Raute (m), die an beiden Seiten je vier strahlenartige Ausläufer hat. Die Vorstellung des sprossenden Baumes ist in d gewahrt; sie wird auch durch ein einzelnes Blatt angedeutet (n). In einem Falle (k) ist der Stamm durch die Initiale des Notars ersetzt; sonst wird sie meistens in die Krone oder in den Aufsatz des Baues eingesetzt (g; Tafel II, a). Beachtenswert ist die Lösung in Tafel I, o, wo die Hausmarke des Notars selbst zu einem Gebilde von Stämmen gestaltet und als Pfahl auf die Stufenpyramide gesetzt ist, die übrigens in der obersten Stufe innen hohl ist. Das „Ordenskreuz", das auf der Pyramide von Herford steht, ist öfters als Pfahlaufsatz zu finden (z. B. Tafel I, l).

---

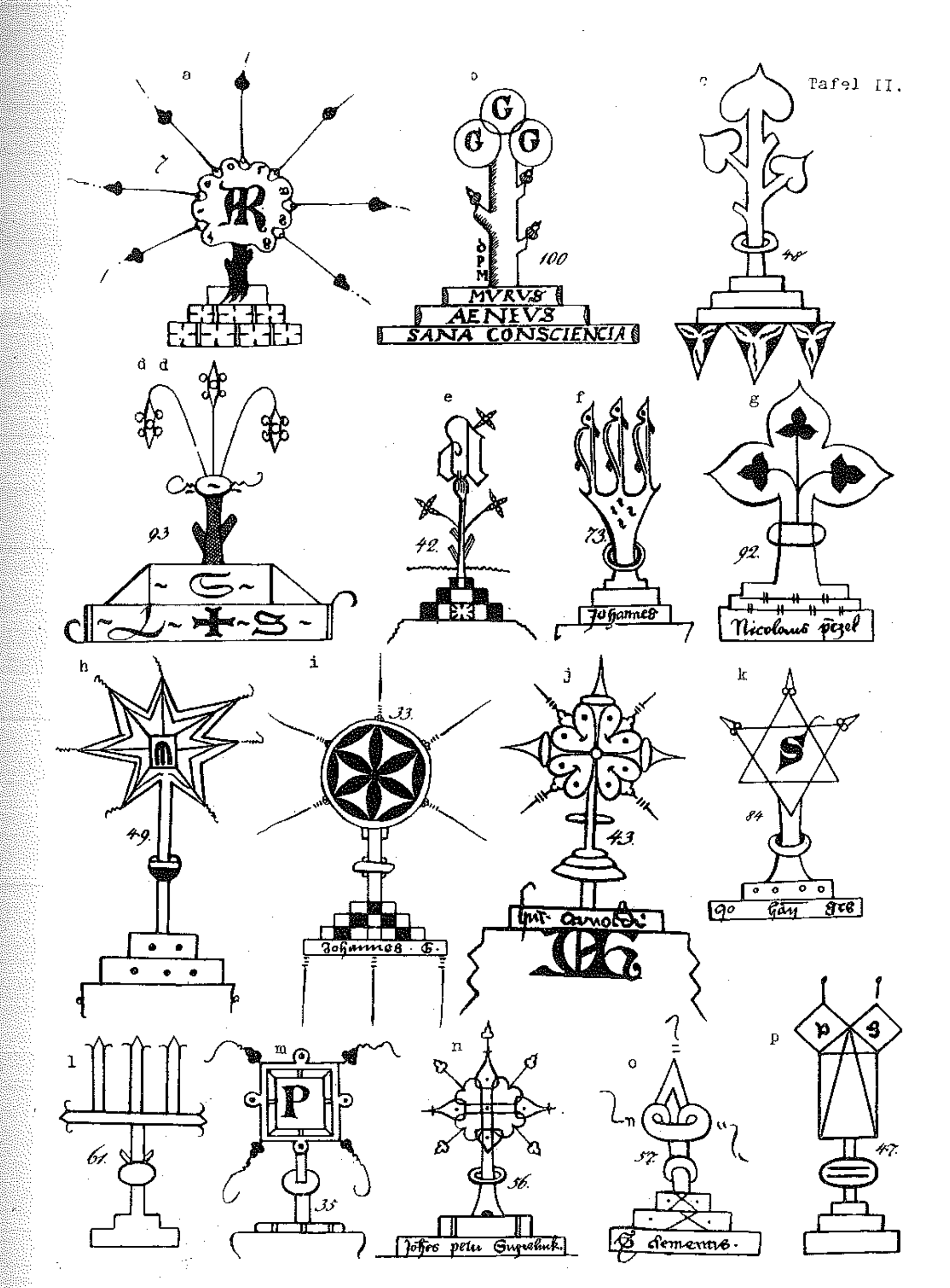
[25]) Stadtarchiv Münster, A. XIII, Nr. 137 von 1474. Archivdirektor Eduard Schulte machte mich darauf aufmerksam.
[26]) Rasse und Recht, S. 77.
[27]) H. Meyer, Das Handgemal, S. 86 f; Rasse und Recht, S. 78.
[28]) H. Meyer, Heerfahne, S. 503.
[29]) Ich entnehme die Abbildungen aus den beiden Werken: J. G. Th. Büsching, De signis seu signetis notariorum veterum in silesiacis tabulis. Breslau 1820. — Friedrich Leist, Die Notariatssignette. Leipzig und Berlin 1896. — Auf den von mir zusammengestellten Tafeln habe ich bei den einzelnen Signeten die Nummern aus den beiden Werken stehen lassen, um die Auffindung des Urhebers zu ermöglichen; die mit handgeschriebenen Ziffern stammen von Büsching, die gedruckten von Leist. Genauere Herkunftsangabe ist im Rahmen dieses Aufsatzes nicht möglich; ich verweise auf die Tafeln in den genannten Werken.




Einen besonders schönen Einblick in die Urform der Stufenpyramide geben die Signete, bei denen noch der Baum selbst auf dem „Stapel" steht, und zwar, was besonders bemerkenswert ist, der Baumstamm mit den Astansätzen (Tafel II, a—e). Solche Astansätze hatte auch die „heilige Lanze" der deutschen Könige im Mittelalter[30]), sowie der Boten- und der Richter-

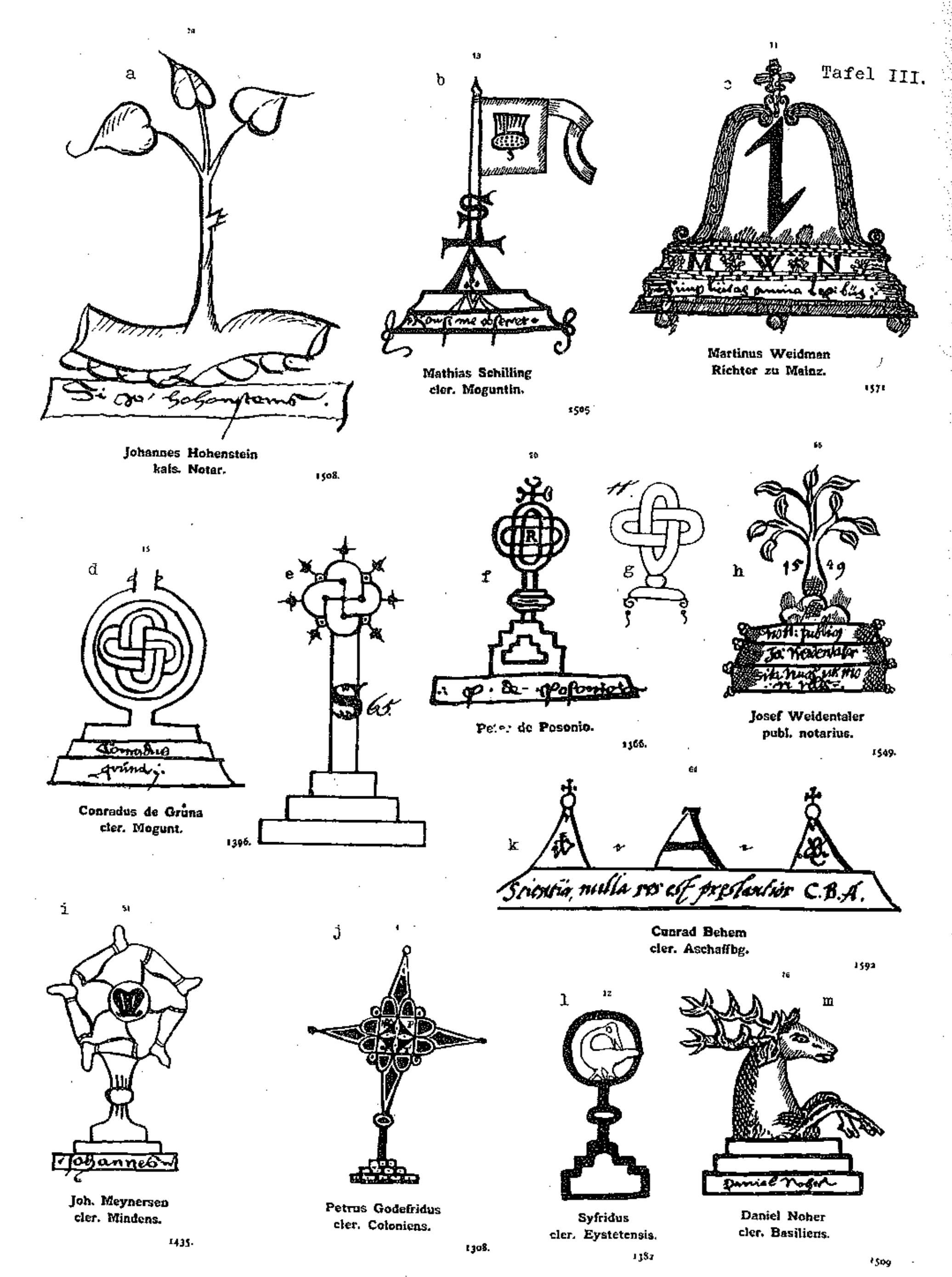
[30]) K. von Amira, Der Stab in der germanischen Rechtssymbolik (1909), Abh. d. Bayr. Akademie 35,1. S. 123. — H. Meyer, Freiheitsroland S. 20.






stab[31]); gerade in diesen Astansätzen lag der „Zauber", wie man das zu bezeichnen pflegt[32]). Ich möchte dagegen glauben, daß wir hier das Urbild des „dürren Baumes" unserer Kaisersage haben, und daß sich in den Astansätzen die weiterwirkende Lebenskraft ausdrückt. So

[31]) H. von Amira, a. a. O.
[32]) H. Meyer, Freiheitsroland S. 20.




sprießen auf dem schönen Signet Tafel II, b die Eicheln unmittelbar aus den Astansätzen, und Tafel II, a bilden sie die Enden eines achtteiligen Strahlenkranzes, der aus der Krone der Eiche hervorgeht. Auch die Linde ist in der gleichen Weise vertreten (Tafel II, c); sie tritt in ganz besonderer Gestalt in Tafel III, a auf, wo ein Stamm, aus dem ein Ast mit drei Lindenblättern emporwächst, auf einer Unterlage ruht, die man vielleicht als eine Steinpackung ansprechen kann. Wir hätten dann einen richtigen „truncus super lapidem".



Eine weitere Einzelheit, die in das Gebiet der Rechtssymbolik weist, ist auf sehr vielen Signeten vorhanden: der Stamm ist in der Mitte von einem Ringe oder einem ringähnlichen Gebilde umgeben (Tafel II, c, k—p). Ich möchte annehmen, daß auch hier ein Symbol unmittelbar aus der Wirklichkeit in die Zeichensprache der Notariate übernommen worden ist. Der Ring als Zeichen der „zauberischen Bindung" spielt ja gerade bei der Symbolik der Eheschließung eine Rolle, aber ebenso auch bei jeder rechtlichen „Festigung"[33]). Der „Schaub", das Strohgewinde, ist bis heute weitverbreitet als Sinnbild dieser rechtssymbolischen Bindung: sei es als „wîfa" an der geschälten Haselstange[34]), sei es beim Weihnachtsbrauch der Bauern, die den Stamm der Obstbäume mit einem Strohgewinde „binden"[35]), das heißt wohl gegen die bösen Mächte gefeit machen. In den gleichen Vorstellungskreis dürften die „Zauberknoten" gehören, die wir in einigen Signeten als Bekrönung des Pfahles finden (Tafel III, d—g). Sie sind uns ja als Sinnbilder aus der germanischen Bildhauerkunst geläufig, vor allem aus der langobardischen Kunst; wenn wir sie also auf mittelalterlichen Säulenkapitellen finden[36]), so mag dort eine ähnliche Gedankenverbindung mit der Säule als Kultpfahl vorhanden gewesen sein.

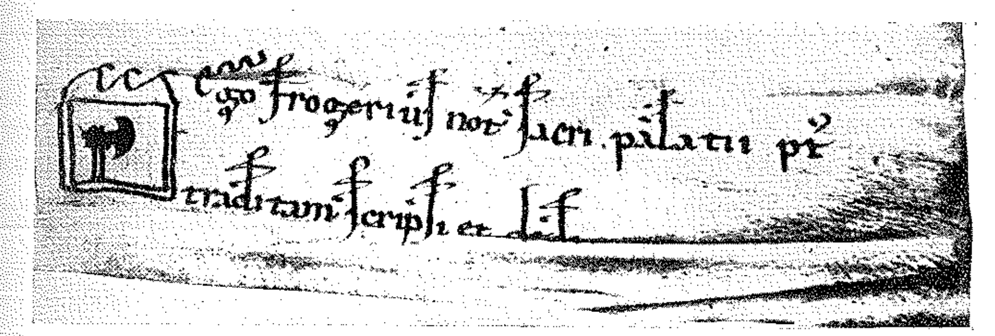


Abb. 5. Zeichen und Unterschrift des Notars Frogerius (Fruotger) unter einem Freiheitsbrief für einen Hörigen langobardischer Edlen, vom 26. Januar 1100 (Staatsarchiv Bologna)

Es ist unmöglich, bei einer solchen Fülle rechtssymbolischer Einzelheiten und anschaulichster Tatsachen die Signete für Phantasieerzeugnisse der Zeichner zu halten, zumal die gleichen Sinnbilder über ganz Deutschland verbreitet sind[37]). Sie müssen in der Zeit ihrer Entstehung noch eine greifbare Wirklichkeit wiedergegeben haben, nämlich die Gerichtsstätte, den „Stapel", oder die „Piramis" des Ruodlieb, die wohl alle auf das alte „Handgemal" zurückgehen. Einige Signete des 16. Jahrhunderts zeigen denn auch solche Stätten noch mit einer realistischen Deutlichkeit. Tafel III, h gibt eine dreifach gestufte Erhöhung wieder, auf der zwischen sprießenden Gräsern der lebende Baum steht (Birnbaum?). Anderswo (Tafel III, c) sind die aus Steinen gemauerten Stufen deutlich zu erkennen; aus dem Grase erhebt sich als „Stapel" die Hausmarke, die bekannte Wolfsangel, die auch als „Kesselhaken" bezeichnet wird[38]). Es ist sehr wohl denkbar, daß dies Zeichen auf andere Weise ebenso den Ahnherrn und sein „Megin" bedeutet, wie nach Herbert Meyers Untersuchungen der Grabpfahl oder Kultpfahl selbst. Ob man auch *Symboltiere* wie den Schwan und den Hirsch (Tafel III, l und m) im

[33]) H. Meyer, Ruodlieb S. 285.
[34]) H. Meyer, Heerfahne S. 491.
[35]) Vgl. H. Strobel, Bauernbrauch im Jahreslauf, S. 72, 78 und die Abb. bei S. 80.
[36]) Hans Spitzmann — K. Th. Weigel, Quedlinburg, Heinrichs I. Stadt, Berlin 1936, S. 51, Abb. 84—86.
[37]) Auch in Frankreich finden sich, entsprechend dem „perron", solche Signete; vgl. M. E. Guigue, De la signature et de son emploi au moyen âge, Paris 1863.
[38]) Darüber erscheint demnächst eine ausführliche Untersuchung von Hans Bauer.

gleichen Sinne deuten kann, will ich dahingestellt sein lassen. Auch die Fahne, die der Gerichtspfahl als Heerfahne oder Dingfahne trug[39]), ist in dem Signet Tafel III, b erhalten. An das Notariatszeichen aus Münster mit seinem geschenkelten Kreuz erinnert Tafel III, i, wo als Pyramidenaufsatz ein realistisch ausgeführter Fünfschenkel zu sehen ist.

Es mag auffallen, daß unter all diesen Symbolen das Schwert selbst, das im Ruodlieb im Zusammenhang mit der Piramis eine so wesentliche Rolle spielt, nicht zu finden ist. Es wird jedoch neben der zum papierenen Zeichen gewordenen Stufenpyramide sein leibhaftiges Dasein gewahrt und vielleicht ebenso wie bei der Gerichtssitzung in Herford auf dem Tische gelegen haben. Wenn Herbert Meyer annimmt, daß es als Gerichtswahrzeichen an die Stelle der Lanze getreten sei[40]), so möchte ich vermuten, daß es selbst vielleicht an die Stelle der älteren Axt getreten ist. Ein langobardisches Notariatszeichen von 1100 zeigt in einem von drei Gipfeln überdachten Rechteck eine stehende Axt[41]), die offenbar als Gerichtswahrzeichen gewählt worden ist. (Abb. 5.) Nordische Zieräxte der Wikingerzeit zeigen als Ornament in der durchbrochenen Wange das auf einer Pyramide stehende Rechtkreuz, worin Peter Paulsen[42]) wohl mit Recht das germanische Gerichtskreuz vermutet.

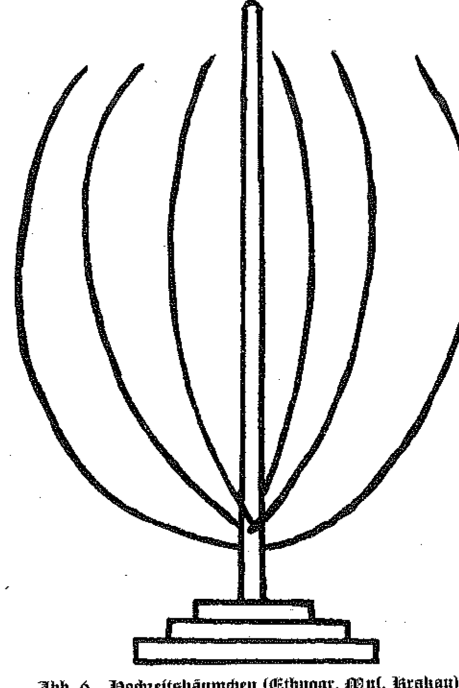


Abb. 6. Hochzeitsbäumchen (Ethnogr. Mus. Krakau)

Kehren wir zu der Eheschließung im Ruodliebroman zurück! Herbert Meyers Vermutung, daß die dort genannte „Piramis" nichts anderes ist als die Stufenpyramide als Rechtswahrzeichen, an der die Festigung von Verträgen vollzogen wurde, erfährt durch die bildliche Überlieferung eine glänzende Bestätigung. Die alte Gerichtsstätte, der Stapel oder das Stafflum regis, ist in den Zeiten der papierenen Rechtsurkunden weiterhin bei den Vertragsabschlüssen vorhanden gewesen und hat wahrscheinlich weiterhin als „Handgemal" gedient. Daß es noch heute als Wahrzeichen bei der E h e s c h l i e ß u n g dient, wenn auch als wahrscheinlich germanisches Lehngut bei einem nicht germanischen Volke, konnte ich kürzlich feststellen. Im Ethnographischen Museum in Krakau befindet sich ein „Hochzeitsbäumchen", das bei den ruthenischen Huzulen zur Hochzeitsfeier vor dem Brautpaar auf den Tisch gestellt wird. Es besteht aus einer dreistufigen Pyramide aus Holz, auf der ein Holzstamm steht; von diesem gehen sechs ringsum stehende, nach oben geschwungene Äste aus. (Abb. 6.) Das Gestell ist etwa 60—80 cm hoch und wird zur Hochzeitsfeier mit Buchsbaum umkleidet[43]). Ich glaube, hier hat sich in einem von jeher unter starkem germanischen Kultureinfluß stehenden Lande das Abbild jenes Sinnbildes erhalten, von dessen Bedeutung uns der nun 900 Jahre alte erste deutsche Roman eine sonst nirgendwo vorhandene schriftliche Kunde gibt.

---

[39]) H. Meyer, Heerfahne, S. 509 f.
[40]) Ruodlieb S. 287.
[41]) Adriano Capelli, Lexicon Abbreviaturarum, 2. Aufl., Leipzig 1928, S. LIII, Tafel I.
[42]) Axt und Kreuz bei den Nordgermanen (1939), S. 53 f.
[43]) Mitteilung von Hans Bauer, nach dessen genauen Angaben die Skizze angefertigt wurde. Eine Aufnahme ist zur Zeit nicht zu beschaffen.



# Die keltische Wanderung

Von Franz Altheim

## 1.

In der zweiten Hälfte des letzten Jahrtausends v. Zw. waren die Kelten noch ohne Berührung mit der antiken Welt. Sie waren abgeschlossen vom mittelmeerischen Bereich. Die Hallstattkultur herrschte ausschließlich. Höchstens durch Vermittlung ihrer illyrischen Zentren erreichte dann und wann ein Stück antiker Form den Nordwesten. Nicht einmal die kulturellen Auswirkungen, die von Massalia und seinen Kolonien ausgingen, hatten den Weg zum Keltentum Galliens oder der Pyrenäenhalbinsel gefunden.

Seit der Mitte des 5. Jahrhunderts erfolgte ein Umschlag. In der keltischen Kunst zeigten sich Ansätze einer neuen Bewegung. Sie waren spürbar von Mittelfrankreich und Belgien bis hin nach Thüringen. Bei der Gleichförmigkeit, die die keltische Kultur auszeichnete, verbreitete sich der neue Stil rasch und überall hin. Er bezeichnet den Beginn der La-Tène-Zeit und damit einen Höhepunkt des Keltentums.

Äußerlich betrachtet, war die Verbindung mit der vorangegangenen Hallstattzeit vorhanden. Das La-Tène-Schwert erwuchs aus dem Antennenschwert; die La-Tène-Fibel aus dem Certosa-Typus. Die Keramik entwickelte sich aus der bauchigen Krugform von Hallstatt. Die durchbrochenen Metallarbeiten und die farbigen Einlagen finden ihre Entsprechung in der frühen Eisenzeit Mitteleuropas oder in der nordischen Bronzezeit. Dort, wo man von der Verbrennung der Toten zum Begraben überging, knüpfte man an die ältere Bestattung in Hügelgräbern an. Und doch war etwas Neues da.

Der entscheidende Anstoß erfolgte von außen. Er kam aus zwei Richtungen. Aus Oberitalien gelangten Elemente des antiken Formenschatzes nach Norden. Ein zweiter Kulturstrom ging die Donau aufwärts und vermittelte osteuropäische Formen. Beidemal mögen Importstücke eine wichtige Rolle als Anreger gespielt haben. Dementsprechend blieb die frühe La-Tène-Kunst (Stufe A P. Reineckes) auf die oberen Schichten, Adel und kleinere Fürsten, beschränkt. Sie allein waren in der Lage, die fremden Kunsterzeugnisse zu erstehen; sie ließen die eingeführten Vorbilder durch ihre Handwerker nachbilden. Nur langsam drang der neue Stil in weitere Kreise vor.

Die Einfuhr aus dem Süden ist an der attischen Ware der keltischen Gräber zu greifen; Klein-Aspergle hat eine Schale von der Hand des Amymonemalers gebracht. Daneben stehen bronzene Eimer oberitalienischer, etruskischer und großgriechischer Herkunft. Sie zeigen, daß auch die attischen Importstücke ihren Weg über Italien genommen haben, nicht aus dem Mutterland direkt oder über Massalia kamen. Weitverbreitet sind die bronzenen Schnabelkannen. Entstanden im ersten Drittel des 5. Jahrhunderts, waren sie etruskischen Ursprungs. Ein Teil mag in Etrurien selbst, ein anderer am Südfuß der Alpen gefertigt sein. Sie verbreiteten sich über den Großen St. Bernhard den Rhein abwärts, wo sie im Winkel zwischen diesem und der Mosel in dichter Lage sich fanden. Vereinzelte Stücke gelangten nach Gallien, andere in die Donauländer; diese mögen über Venetien und die Tauern eingeführt worden sein.

Rasch wurden die Schnabelkannen seitens der Kelten nachgeahmt. Die Stücke aus dem Tessin zeigen neben venetischen Einflüssen bereits solche der La-Tène-Kunst. In Klein-Aspergle fand sich, noch aus dem 5. Jahrhundert stammend, eine gelungene Nachbildung von einheimischer Hand. Ins 4. Jahrhundert gehören Meisterwerke keltischen Handwerks wie die beiden Kannen von Diedenhofen (Abb. 1).

Mit den Importstücken kamen aus dem Süden die Schöpfungen einer reich ausgebildeten Dekorationskunst. Perlstäbe, Zungenmuster, Masken, Lotosblumen, Dreiblattpalmetten — diese reiche Formenwelt wurde von den Kelten begierig aufgenommen. Mit Motiven eigner Erfindung: Flechtbändern oder Wirbelmustern, Kreisen oder sphärischen Dreiecken durchsetzt, wurden sie zu Bestandteilen eines neuen Stils.

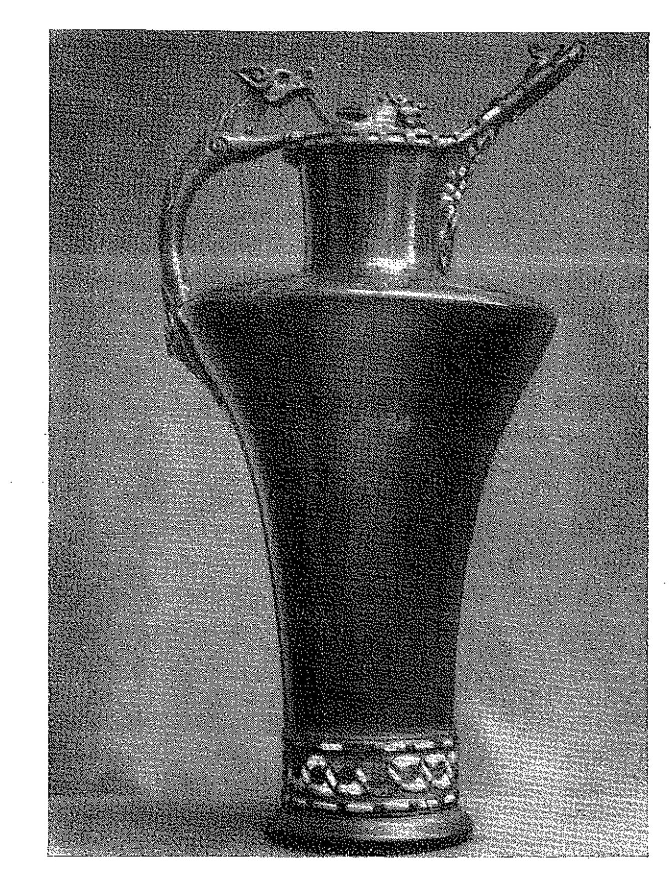


Abb. 1. Kanne aus Diedenhofen (London, Brit. Mus. Vgl. Antike 10, 1934 Tf. 5)

Ein zweiter Strom kam, wie gesagt, vom europäischen Südosten. In Südrußland mögen die beiden Trinkhörner ihr Vorbild besessen haben, die die Hauptstücke des Grabfundes von Klein-Aspergle bilden. Die dabei gefundene Goldscheibe gemahnt an thrakisch-skythische Arbeiten des 4. Jahrhunderts. Im Kaukasus kam schon im 9. Jahrhundert die Emailtechnik auf, die in der keltischen Kunst eine große Rolle spielte. Vor allem die Tierformen weisen auf die Schöpfungen des skythischen und weiterhin des iranischen Kreises. Für die spiraligen Ohrbildungen der Henkeltiere auf den beiden Diedenhofener Kannen konnte man Parallelen nur in Sibirien aufzeigen. Überall hat der asiatische Tierstil direkt oder aus seinen Randgebieten auf die Kelten eingewirkt. (Abb. 2.)

Die beiden Formenwelten, die die La-Tène-Kunst beeinflußten, wurden von den Kelten nicht einfach übernommen. Diese haben das fremde Gut in höchst eigenwilliger Weise ausgewählt und umgebildet. Figürlichen Motiven gegenüber verhielten sie sich ablehnend. Man beschränkte sich auf Masken und Fratzen, auf dämonische Tierbildungen, die man zu Blatt und Blütenkelch, zu Stempeln und Wurzeln umbildete. Überhaupt wurde alles Pflanzliche aufgenommen, was eine innere Bereitschaft zu dieser Form voraussetzt. Nicht die naturgetreue Nachbildung des Vegetabilischen wurde gesucht. Vielmehr abstrahierte die keltische Kunst von jeder Sonderform und jeder Gegenständlichkeit: was sie darstellte, war die jeder Pflanze innewohnende Lebenskraft. Eine Freude am Üppigen und Rankenden, am Dynamischen und pflanzenhaft Schwellenden bestimmte das Formgefühl. Daneben wurden malerische Wirkungen erstrebt. Im Gegensatz der Korallen- und Emaileinlagen zur glatten oder gravierten Bronzefläche, der durchbrochenen Goldauflage zum dunklen Grund oder in der gewollten Mehrdeutigkeit einer Ornamentik, die bald die Muster, bald den Grund vorherrschen und beide in kunstvollem Widerspiel wirken läßt.

Diese La-Tène-Kunst besaß eine eigene und einmalige Form. Sie verstand, die verschiedenen Einflüsse zu einheitlicher Gestalt umzuschmelzen. Bis in die römische Provinzialkunst oder in die irische Buchmalerei hat sie nachgewirkt. Gleichwohl öffnete man sich fremden Einflüssen und mehr noch: man griff begierig nach dem südlichen und östlichen Formengut, um es sich anzueignen. Man mag daran erinnern, daß die Kelten und die oberitalienischen Etrusker langehin in friedlicher Nachbarschaft saßen, bevor es zwischen ihnen zum Kriege kam. Damit



ließe sich die Möglichkeit des Kulturaustauschs erklären, nicht aber, warum die Kelten von ihr begierig Gebrauch machten. Ganz versagen solche Erklärungen bei den östlichen Einflüssen. Es entzieht sich unserem Wissen, wie die Berührungen mit der skytischen oder randskythischen Kunst erfolgten. Keltische Ostwanderungen schon fürs 5. Jahrhundert anzunehmen, hieße voraussetzen, was man bewiesen wünscht.

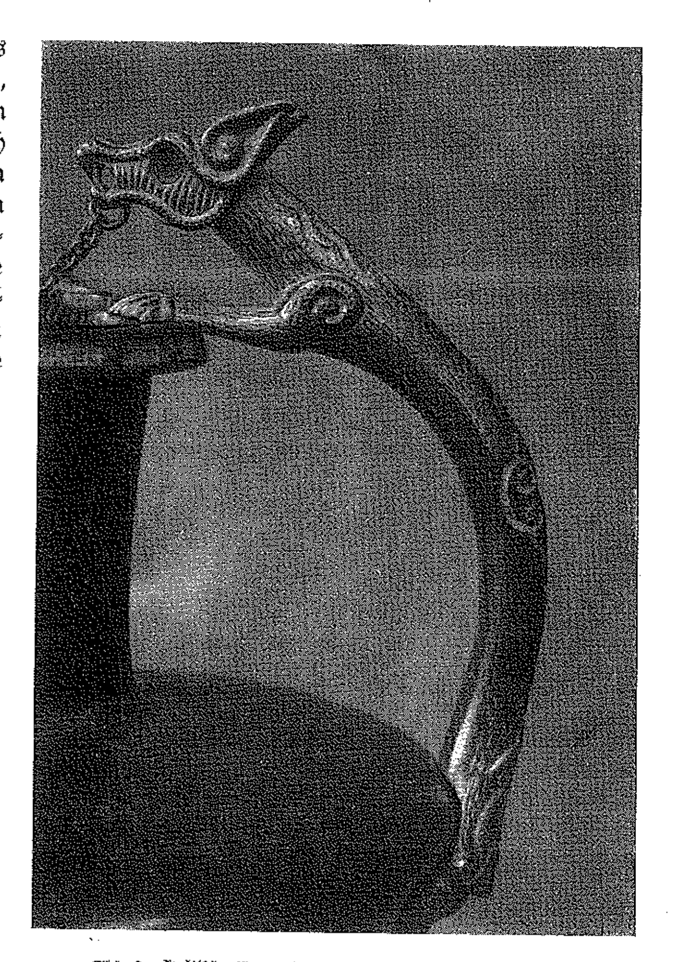


Abb. 2. Keltische Bronzekanne aus Bouzonville (Lothringen) (London, Brit. Mus. Vgl. Brit. Mus. Quarterly 4, 66)

Die Wahl seiner Vorbilder die ein Volk trifft, liegt in tieferen Bereichen beschlossen, als sie durch Hinweise auf Nachbarschaften, Handelsstraßen und dergleichen gegeben sind.

Ähnlich steht es mit den Ursachen der keltischen Wanderungen, die zu Beginn des 4. Jahrhunderts einsetzten. Von Übervölkerung wurde auch hier gesprochen. Oder durch Einfuhr von Wein sollte der Etrusker Aruns die Gallier bewogen haben, nach dem Süden zu greifen. Die Süßigkeit der Landesfrüchte, die Schönheit der italischen Fluren werden als weitere Verlockungen genannt . . . Auch hier bleiben die letzten Beweggründe im Dunkeln; sie blieben es schon für die antiken Geschichtsschreiber. Aus geringfügigem Anlaß brach man, sagt Polybios, überraschend und mit gewaltigem Heer auf. Die Auswanderer selbst vertrauen sich in allem der Führung der Götter an; das war wenigstens ihre eigene Auffassung. Noch ein Nachfahre aus gallischem Blut, der Vocontier Trogus Pompeius, verglich den Zug mit einem heiligen Frühling nach italischer Art. Göttervögel führten ihn, denn die Gallier waren in der Vogelschau erfahren. Das Los entschied, so berichtet Livius, wer gen Osten und wer gen Süden ziehen sollte.

## 2.

Eines ist deutlich: die Länder, aus denen der La-Tène-Kunst die entscheidenden Anstöße zugekommen sind, bildeten auch das Ziel der keltischen Wanderungen. Von dem gleichen dunklen Drang vorwärtsgerissen eilten die Scharen jenen Bereichen zu, aus denen sich bisher ihre künstlerische Schöpferkraft gespeist hatte.

Für das keltische Volkstum bedeutete der La-Tène-Stil den Eintritt in die Geschichte. An der Berührung mit den Formen der Antike entzündete sich eine neue Kunst. Andere geistige Umwälzungen müssen nebenher gegangen sein, aber sie bleiben für uns im Dunkeln. Die große Keltenwanderung bildete einen Teil der gleichen Umwälzungen; sie setzte sie nach außen

in Tätigkeit um. Das Habenwollen, das sich in der ungestümen Übernahme des süd- und südosteuropäischen Formenschatzes äußerte, drückte sich nach der kriegerischen Seite hin in der Überschwemmung Italiens, der Donauländer und der Balkanhalbinsel aus.

Über die Anfänge der Ostwanderung geben die literarischen Nachrichten wenig zuverlässige Kunde. Livius setzte ihn in die Zeit des Tarquinius Priscus, sicherlich mit Unrecht. Aber darin hat er eine wertvolle Nachricht bewahrt, daß er die Vorstöße nach Osten und Süden in die gleiche Zeit verlegt. Sigovesus führte seine Scharen gegen den Herkynischen Wald, als sein Bruder Bellovesus den Zug nach der Poebene unternahm. Auch Trogus Pompeius spricht von einem großen Auszug, der nach seiner Angabe 300 000 Menschen umfaßte. Ein Teil siedelte sich in Italien an, ein anderer wandte sich gegen die Illyrier.

Die Ostwanderung führte die Donau abwärts. Als äußerstes Ziel werden die „illyrischen Buchten" genannt[1]), also die Adria mit ihrer zerklüfteten Nord- und Ostküste. In Pannonien nahmen die Wandernden erstmalig Wohnung; von hier aus führten sie viele Jahre Krieg mit den Nachbarstämmen. Man kämpfte mit den illyrischen Ardiäern, die an der Ostseite der Adria, den Inseln Lesina und Korzula gegenüber bis zur Mündung der Narenta saßen. Dann ging es gegen die weiter südwärts sitzenden Antariaten. Ihr Stammesheros Antaricus, Sohn des Illyrius, galt als Vater des Pannonius. Es war eine geographisch und verwandtschaftlich eng zusammenhängende Gruppe der Illyrier, die der keltische Strom überschwemmte.

Schon stieß man in den griechischen Bereich vor. Während Alexanders thrakischem Feldzug erschienen Gesandte der Kelten, die an der Adria wohnten. Sie kamen von den Stämmen, die Ardiäer und Antariaten überrannt hatten. Mit den keltischen Sendboten zusammen erschienen die eines illyrischen Stammes, der damals im Tal der Morawa[2]) saß, der Triballer. Dieses Jahr 335 ist das erste sichere Datum. Standen die Kelten damals schon im Nordwesten der Balkanhalbinsel, so müssen sie vorher die Gebiete an der mittleren Donau durchzogen haben.

Hier springen die Bodenfunde ein. Sie zeigen ein anschauliches, zugleich ein geräumigeres Bild der keltischen Ausbreitung.

Zeitlich fiel sie mit der zweiten Stufe des La-Tène-Stils (B nach P. Reinicke) zusammen. Ihr Verbreitungsgebiet erstreckte sich von Nordfrankreich im Westen bis zur Gegend von Budapest im Osten. Gekennzeichnet war sie durch das Auftreten neuer Formen im Gerät und in der Bestattung. Das ältere Hügelgrab trat gegenüber den Flachgräbern zurück. Sie begegnen in Nordfrankreich, im Rheintal und in der Nordschweiz, in der Gegend nordwärts des Frankenwaldes, in Nordböhmen und Schlesien, in Pannonien und Italien[3]). Selbst Siebenbürgen wurde etwas später von der Welle erreicht[4]).

Im Alpenvorland schieden sich noch in der Hallstattzeit zwei Bereiche. Der Westen, Süddeutschland und Oberösterreich, entwickelte eine Sonderform der Hallstätter Spätkultur (D), die zusammen mit der ersten La-Tène-Stufe die bereits gekennzeichneten etruskischen Einflüsse aufnahm. In diesem Raum ist eine dichte keltische Besiedlung anzunehmen. Die illyrischen Gebiete weiter östlich blieben auf einer älteren Hallstattstufe stehen und gingen von ihr unmittelbar ins La Tène über[5]). Mit dessen zweiter Stufe erfolgte ein kräftiger Vorstoß nach Osten, der den Beginn der keltischen Wanderung bezeichnet. Er überrannte die Gebiete, die

[1]) Justin. 24, 4, 3.
[2]) E. Polaschek, RE. 12 A, 2393.
[3]) P. Reinecke, Festschrift Röm.-Germ. Zentralmus. 1902, 59.
[4]) P. Reinecke a. O. 62; L. v. Martón, Dolgozatok 9—10, 160 f; A. Alföldi, CAH. 11, 78.
[5]) K. Bittel, Sudeta 4, 41 f.



noch unter Hallstätter Einfluß standen, und erstreckte sich über Niederösterreich bis hinein nach Ungarn. Eine keltische Schicht legte sich über das illyrische Volkstum[6]).



Aufn.: E. Trautmann

**Abb. 3. Felsbild von Genicai, Val Camonica**

Die Völkerbewegung ging an beiden Donauufern abwärts. Schon zu Beginn des 4. Jahrhunderts hatte sie ihr Ziel erreicht[7]). Die Unterschiede der Grabriten im nordungarischen Bereich zeigen, daß sich mehrere Stämme zu gemeinsamer Landnahme verbunden hatten[8]). Die Keramik der ungarischen Früh-La-Tène-Zeit erinnert an die Formen der keltischen Hügelgräberkultur in Nordostbayern, so daß man den Eindruck gewinnt, auch von dort seien Bestandteile mitgezogen. Sie vertauschten ihren älteren Bestattungsritus bei dem Eintritt in die Ebene mit dem Flachgrab[9]). Die Illyrier übernahmen die La-Tène-Kultur auch dort, wo ihr Volkstum sich erhielt. Auf dem Glasinac unfern von Serajewo ist die Umbildung deutlich: ohne Bruch ging die späte Hallstattzeit in die zweite La-Tène-Stufe über. Die Grabungen in der eraviskischen Siedlung von Budapest (im einstigen Stadtteil Tabán) haben die eleganten grauglasierten Vasen, die rotbemalten Teller erbracht, die für die Spät-La-Tène-Zeit bezeichnend sind[10]); auch da erfolgte keine völkische Umschichtung. Neben Kelten und Illyriern saßen die Skythen weiterhin im Lande. Ein lebhafter Austausch keltischer Formen mit denen des Reitervolks leitete sich ein.

Im Böhmen endlich drangen die Boier ein, die dem Land den Namen geben sollten. Sie überschritten das Gebiet im Süden, das durch die älteren Hügelgräber gekennzeichnet ist, und stießen nach Norden und nach Mähren vor. Hier findet man ihre Flachgräber in dichter Reihung. Weitere Teile überschritten das Gebirge und ließen sich in den fruchtbaren Lößgebieten Schlesiens nieder. In der Nähe der Oder, beiderseits Breslau, lag die Nordgrenze des keltischen Bereichs. Hier trafen sie auf ein geschlossenes germanisches Siedlungsgebiet, das ihnen Halt gebot. Die Reste der illyrischen Urnenfelderbevölkerung, von den Germanen

[6]) R. Pittioni, La Tène in Niederösterreich 69 f.; 112.
[7]) A. Alföldi, a. O. 78.
[8]) L. v. Martón, a. O. 128 f.; bes. 162 f.
[9]) Altertümer unserer Vorzeit 5, 282 Abb. 1 und Taf. 50 sind zu vergleichen mit L. v. Martón, a. O. Taf. 30; 75, 1a. Ich gebe dieser Vermutung von W. Schulz den Vorzug vor der Ableitung R. Pittionis, a. O. 94 f.
[10]) A. Alföldi, Nouv. Rev. de l'Hongrie 1937, Juniheft.

im 6. Jahrhundert geschlagen und in der Folgezeit von skythischen Raubzügen schwer heimgesucht, verschwanden vor dem neuen Anprall[11]).

Gleichzeitig mit der keltischen Ostwanderung erfolgte der Vorstoß nach Italien. Herodot kannte die Kelten als ein Volk, das am Mittellauf der Donau wohnte[12]). Von italischen Sitzen wußte er nichts; in der Poebene saßen für ihn die Umbrer, deren Gebiet noch weiter nördlich reichte. Ihm entsprangen die Flüsse Alpis und Karpis, die, nach Norden fließend, in die Donau mündeten[13]). Im letzten Drittel des 5. Jahrhunderts saßen demnach die Kelten in ihren alten Sitzen.

Auch hier bedeutete der Anfang des 4. Jahrhunderts den Zeitpunkt der Wanderung. Der Einbruch in die Poebene erfolgte in mehreren Stößen. Zuerst sollen die Insubrer unter Bellovesus eingedrungen sein. Vermutlich kamen sie nicht, wie die Überlieferung will, über die Cottischen, sondern über die Zentralalpen; jedenfalls faßten sie zuerst im Westen nördlich des Po Fuß. Mediolanum wurde die Hauptstadt ihres Gebiets. Es folgten die Cenomanen: sie durchzogen das Land der Insubrer und gingen weiter nach Osten; Brixia, Bergomum und Verona waren ihre Gründungen. Die dritte Welle, Boier und Lingonen, wählten den Weg über den Großen St. Bernhard; sie kamen aus dem Norden, von den Vogesen und dem westlichen Deutschland. Das Land nördlich des Po fanden sie bereits besetzt; sie mußten sich im Kampf gegen Etrusker und Umbrer das Südufer bis hin zum Apennin erobern. Zuletzt erschienen die Senonen; sie setzten sich an der Adriaküste fest und nahmen das nördliche Picenum bis zum Aesis in ihre Hand.

Dieses Bild, das die Überlieferung in einfachen Strichen gibt, läßt sich in manchen Einzelheiten ergänzen und schärfer fassen. Gegner der einbrechenden Kelten waren in erster Linie die Etrusker, die in der Poebene ihre Herrschaft errichtet hatten. Im Westen, gegen den sich der erste Stoß richtete, legte sich das Etruskertum als dünne Decke über die bereits ansässigen Ligurer. Ob hier geschlossene etruskische Siedlungen über den Po reichten, ist mehr als fraglich. Die Kulturen von Golasecca und Como mögen den Ligurern gehört haben[14]). Sie zeigen starke Einflüsse der etruskischen Kunst. Ein Werk wie der Bronzekessel von Castelletto Ticino[15]) spricht für sich; die Situla von Sesto Calende ist die örtliche Umbildung eines Vorbildes der Certosazeit. Aber eine etruskische Bevölkerung ist nur dort anzunehmen, wo inschriftliche oder literarische Zeugnisse vorhanden sind: an der ligurischen Küste von Luna[16]) bis hin nach Nizza, dann im Raum zwischen Po und Apennin. Hier bezeugen die Inschriften[17]) von Busca, von Morozzo, Mombasiglio und Libarna, sowie die berühmte Bronzeleber von Piacenza, daß etruskisches Volkstum sich über die gallische Eroberung hinaus behauptet hat.

Die westliche Transpadana haben die Kelten rasch überrannt. Städtische Siedlungen traten ihnen nicht entgegen. Die erste Stadt, die sie eroberten, war Melpum; angeblich soll sie ihnen am gleichen Tage erlegen sein wie Veji den Römern. Die Lage von Melpum ist nicht bekannt; keinesfalls lag es bei Mailand, sondern im Osten der Poebene[18]). Insubrer, Bojer und Senonen nahmen es gemeinsam; in der Nachbarschaft saß lange Zeit noch ein insubrischer Splitter, die Caturigen. Das zeigt, daß die Stämme erst nach längerer Zeit zur Ruhe kamen. Gemeinsame Unternehmungen waren vorerst noch an der Tagesordnung. Und rasch eilten sie nach Süden weiter. Zu Beginn des Jahrhunderts noch im Alpenvorland, standen sie ein Jahrzehnt später in Mittelitalien und vor Rom. Kurz danach ist ein Schwarm bis nach Süditalien vorgedrungen.

[11]) M. Jahn, Die Kelten in Schlesien 35 f.
[12]) Herodot 2, 33.
[13]) Herodot 4. 49; dazu P. Kretschmer, Glotta 21, 112 f.
[14]) Zuletzt G. M. A. Hanfmann, Am. Journ. Arch. 1939, 556.
[15]) R. Pettazzoni, Röm. Mitt. 24, 317 f.
[16]) Liv. 41, 13, 3; zuletzt G. M. A. Hanfmann, a. O. 555 f.
[17]) M. Buffa, Nuova raccolta di iscriz. etrusche 5 f.; 21 f.
[18]) Nepos bei Plin., n. h. 3, 125; dazu N. Lamboglia, StEtr. 10, 138 f.



Die Aufdeckung einer keltischen Nekropole in Canossa hat die Nachricht der antiken Historiker bestätigt, wonach die Kelten Apulien erreichten. Zahlreiche Bezeichnungen für Wagen und Gefährte — carpentum, petorritum, carrus, raeda, esseda — wurden von den Italikern aus dem Keltischen übernommen. Das Wort benna, gleichfalls ein Gefährt meinend, ist bis ins Messapische vorgedrungen[19]); es ist der keltischen Südwanderung gefolgt. Sogar nach Sizilien gingen die Scharen hinüber. Dionys nahm sie als Söldner in seinen Dienst. Eine Anzahl von ihnen sandte er nach Sparta, um diesem gegen Theben zu helfen; so erreichten 369/368 die ersten Angehörigen des Volkes die Peloponnes.


Aufn.: E. Trautmann
**Abb. 4. Der keltische Gott Cernunnos**
**Felsbild von Ram, Val Camonica**

Unbehelligt blieb zunächst der Osten und Südosten des Pogebietes, der Schwerpunkt der Etruskerherrschaft und ihrer städtischen Kultur. Mantua hat sein Etruskertum immer behauptet; im Schutze der Sümpfe war die Stadt gegen jeden Angriff gefeit. Spina, an der Mündung des einen Poarmes, behielt nach Ausweis seiner Nekropole den griechisch-etruskischen Charakter bis zum Ende des 4. Jahrhunderts; erst dann trat ein rasches Absinken ein. Die Veneter schließlich sind unbezwungen geblieben.

Selbst Felsina, das Hauptstadt der Boier werden und als Bononia fortdauern sollte, ist keineswegs sofort den Eroberern zugefallen. Die Reliefs seiner Grabstellen erzählen von den Kämpfen der etruskischen Reisigen gegen die gallischen Eindringlinge. Diese Darstellungen reichen bis ins erste Drittel des Jahrhunderts hinab und zeigen, daß man sich bis dahin der Fremdherrschaft erwehrt hat. Nach der Mitte des gleichen Jahrhunderts brechen die griechischen Vasenfunde ab. Um die gleiche Zeit ist in der Siedlung Marzabotto, schon an den Abhängen des Apennin gelegen, das etruskische Leben erloschen. Von den leerstehenden Häusern ergriffen die Kelten Besitz.

Das Vordringen nach Mittelitalien, der Brand Roms sind der endgültigen Festsetzung im östlichen Po-Gebiet voraufgegangen. Es besteht kein Grund, das polybianische Datum der

[19]) J. Whatmough The Prae-italic dial. 2, 186.

Eroberung Roms 387/386 herabzuschieben, mit der Begründung, daß erst eine längere Frist zur Besetzung und Aufteilung der Po-Ebene verlaufen sein müsse. Das Gegenteil ist der Fall. Die Kelten haben erst ein unstetes Krieger- und Wanderleben geführt; ihre Raubzüge haben sich weit nach Süden gewagt. Als dann der Widerstand, vor allem Roms, erstarkte, kehrten sie nach Norditalien zurück und richteten sich dort endgültig ein.

Aus ihrer nordischen Heimat hatten sie die ländliche Siedlungsform mitgebracht. Sie wohnten in offenen Dörfern. Die Lebensweise war äußerst einfach, Komfort ihnen unbekannt. Neben Ackerbau bildeten Raubzüge ihren Erwerb. In Vieh und Gold bestand ihr vornehmster Besitz. Beides bevorzugten sie um seiner Beweglichkeit willen: es war noch eine Nachwirkung aus den Zeiten der Wanderung und ihrer Unsicherheit. Überallhin konnte man diesen Besitz mitnehmen; er bedeutete keine Bindung an einen bestimmten Ort. Unter reichlichem Fleisch- und Weingenuß begingen sie ihre Gelage.

Der Adel spielte bei ihnen die führende Rolle. Nach der Zahl der Gefolgsleute und Diener bemaß man den Rang des Mannes. Lange blieb der Streitwagen bei ihnen im Gebrauch. Aus Wagen und Reitern bestand die Hauptmacht der Senonen in der Schlacht bei Sentinum 295. Die keltischen Krieger trugen die Köpfe der erschlagenen Römer auf der Spitze ihrer Lanzen oder befestigten sie am Bug ihrer Rosse. Ähnlich wie Cuchulinn die Köpfe seiner besiegten Gegner an seinen Wagen aufhing, als er nach seiner ersten Ausfahrt zur Burg Conchobors heimkehrte[20]). Nur langsam, nachdem die Festsetzung längst vollzogen, wuchs man in die bestehenden Formen städtischer Kultur hinein.

Damit stimmen die Bezeugungen der Gräber überein. Die älteren — in Marzabotto, am Ostabhang des Apennin (Piobbico; S. Pietro in Moscio) und in Bologna selbst (Benacci) zeigen das Inventar eines Kriegervolkes; in sparsamster Form wird dem Toten seine Wehr und ein wenig Gerät mitgegeben. Dann aber setzt mit der Wende des 4. zum 3. Jahrhunderts, der vollzogenen Seßhaftigkeit, die Einwirkung der etruskischen und der durch sie vermittelten griechischen Kultur ein.

Überreich ist das Gerät in den senonischen Gräbern von Montefortino. In Holzsärgen oder gemauerten Gruben liegen die Männer in Waffentracht, die Frauen mit Schmuck und Toilettengegenständen versehen. Regelmäßig erscheint der etruskische Bronzehelm, daneben Spiegel und Goldkränze gleicher Herkunft. Einen gewaltigen Raum nehmen Feuerböcke, Bratspieße, Schöpflöffel, Siebe, Pfannen und Kasserollen ein; man hat auf das Herrichten der Speisen auch im jenseitigen Leben sein Augenmerk gewandt. Fast möchte man die Gräber für etruskisch halten . . . Nur in der unbändigen Freude am Trinken und am massenhaften Aufhäufen des Goldes erkennt man den Kelten wieder. Typisch keltische Sonderformen — die Scheren und Glasringe, die Waffen — treten als äußere Bestätigung hinzu.

### 3.

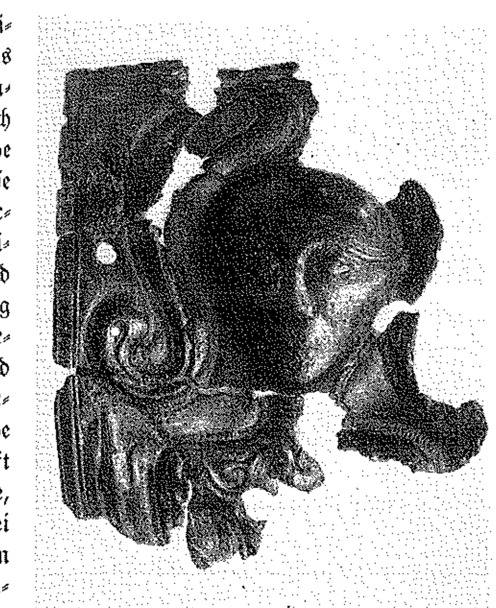
Als die Bevölkerung der Po-Ebene vor den eindringenden Kelten weichen mußte, zog sie sich über den Apennin nach Etrurien oder nach Norden in die Täler der Alpen zurück. Die Spuren dieser Rückzugsbewegung sind im Alpengebiet zu verfolgen; vor allem die Inschriften lassen sie, an Sprache und Alphabet, verfolgen. Die nordetruskische Schrift, die die Vertriebenen mitbrachten, wurde dort heimisch und hielt sich in diesem Rückzugsgebiet bis in den Beginn des 1. Jahrhunderts[21]).

Die älteste der lepontischen Inschriften des Tessin ist um das Jahr 400 anzusetzen. Bereits zeitlich ist der Zusammenhang mit dem ersten Auftreten der Kelten unverkennbar. Sprachlich erkennt man das Zurückweichen einer älteren, ligurischen Bevölkerung. Sie brachte ihr vor-

[20]) Liv. 10, 26, 11; dazu W. Krause, Das irische Volk 23.
[21]) Für das Folgende Altheim-Trautmann, Der Ursprung der Runen 33 f.



indogermanisches Idiom mit, dazu das nordetruskische Alphabet, vielleicht auch einzelne etruskische Sprachformen. Diese Schicht wurde überlagert von der keltischen Sprache, und aus ihrer Mischung mit dem vorindogermanischen Bestand entstand der uns vorliegende lepontische Dialekt. Die Inschrift einer Schnabelkanne, die in Castaneda bei Bellinzona gefunden wurde, ist in etruskischer Sprache abgefaßt. Also sind auch Splitter dieses Volkes vor den keltischen Eroberern ins Alpental ausgewichen.



Archivbilder (3)

**Abb. 5. Bronze aus Waldalgesheim (Bonn, Prov. Mus.)**

Weiter westlich liegt die Val Camonica, am Oberlauf des Oglio. Sie mag um die Mitte des 4. Jahrhunderts zum Rückzugsgebiet etruskischer Kultur geworden sein. Auf den Felsbildern tauchen Motive etruskischer Herkunft auf. Ein schlangenfüßiger Dämon mit erhobenem rechtem Arm, von den etruskischen Grabstellen Bolognas her bekannt[22]), kehrt in wenig veränderter Form in der Val Camonica wieder (Abb. 3). Das etruskische Alphabet drang auch hier ein und neben ihm das italische Namensystem. Mit ihm seine etruskischen Bestandteile, die, durch einheimische Endung erweitert, auf den ältesten Inschriften erscheinen[23]). Auch da folgten die Kelten auf dem Fuße. Bergomum und Brixia, Gründungen und Cenomanen und Orumbovier, lagen gleich einer Schildwache am Ausgang des Tales. Keltische Waffen erscheinen auf den Felsbildern; daneben der Keltengott Cernunnos in seiner charakteristischen Ausprägung, mit Hirschgeweih und gallischem Halsring, eine Schlange zur Seite (Abb. 4). Sein aufgerecktes Stehen unterscheidet ihn von sämtlichen anderen Darstellungen. Oberteil und Armhaltung erinnern an das Bronzerelief von Waldalgesheim (Abb. 5), das der zweiten La-Tène-Stufe angehört[24]). Der lange, schmale Körper mutet wie die stilgerechte Fortsetzung des Oberteils an, der auf dem Relief allein erhalten ist. Erst später begegnet das Sitzen mit untergeschlagenen Beinen erstmalig auf dem Cernunnosbild des Gundestruper Silberkessels; man ist versucht, es östlichen Einflüssen zuzuschreiben[25]). Diese fehlen auch auf den Felsbildern nicht. In zwei Darstellungen spiegelt sich der eigentümliche Tierstil wieder, den die Ostkelten in Berührung mit den Reitervölkern Südosteuropas geschaffen haben[26]). Hier war die Verbindung der italischen Kelten mit denen der Donauländer bereits hergestellt.

Auch im Etschtal um Bozen ist das Zurückweichen der Etrusker und das Nachdrängen der Kelten deutlich. Rein etruskische Inschriften sind vorhanden[27]). Daneben erkennt man eine sehr durchsichtige Überschichtung mit keltischen Personennamen[28]). Am spätesten beginnen die In-

[22]) P. Ducati, Storia di Bologna 1, 282 fig. 134 rechts.
[23]) Inschrift Nr. 1 (Altheim-Trautmann, a. O. 10 f.) zeigt in zelchuz gegenüber etrusk. zilc, zilch einen Wandel von betonen i zu e, der für die jüngere Sprachform seit dem 4. Jahrhundert bezeichnend ist (C. Battisti, StEtr. 12, 365 f.).
[24]) P. Reinecke, a. O. 80.
[25]) Auf die Versuche, den sitzenden Cermunnos von Mohandjo-Daro abzuleiten, braucht man nicht einzugehen. Über sein Erscheinen auf gallischen und ostkeltischen Münzen K. Pink, Die Münzprägungen der Ostkelten und ihrer Nachbarn (Diss. Pannon. II 15) 53; 87.
[26]) Altheim-Trautmann, Röm. Mitt. 1939, 10 f.
[27]) Mario Buffa, a. O. 39 f.
[28]) Zuletzt C. Battisti, a. O. 12, 364.

schriften in nordetruskischer Schrift und Sprache im Leogra-Tal nördlich von Vicentia. Es entspricht dem langsamen Vordringen der Kelten im Osten, wo Mantua und die Veneter unbezwungen blieben. Von Tridentum und Vicentia selbst war es zweifelhaft, ob es die Kelten oder die Veneter gegründet hatten. Die Hirschhorninschriften von Magrè fallen ans Ende des 4. Jahrhunderts, vielleicht erst in die Mitte des 3.; die zugehörigen Funde sind aus der gleichen Zeit.

Auch die geschichtliche Überlieferung weiß von den Vorgängen. Die Räter werden als Nachkommen der von den Kelten aus der Po-Ebene vertriebenen Etrusker bezeichnet. In den Bergen seien sie verwildert: ihre Sprache weise noch etruskischen Klang, aber nicht mehr unverändert, auf. Archäologische Funde, Ortsnamen, Inschriften und vor allem das Bild der rätischen Dialekte bestätigen diese Nachrichten.

Es könnte so scheinen, als seien die Reste des Etruskertums in ihren Zufluchtstälern nur zum Untergang bestimmt gewesen. Die Geschichte aber hatte ihnen eine besondere Rolle zugedacht. Am Ende des 2. Jahrhunderts sollten sie den Germanen die Kenntnis der Lautschrift vermitteln: das nordetruskische Alphabet bildete eine der Grundlagen des Runen. Ein Vorgang von unabsehbarer Bedeutung, der geistig den Übertritt des nordischen Volkes aus dem Dunkel der Vorzeit zu geschichtlicher Bewußtheit bedeutete.

# Die Fundgrube

## Untersuchungen zum Till Eulenspiegel

**Von Ernst Büch**

Vorbemerkung: Wir bringen die nachstehenden Ausführungen als einen wichtigen Hinweis auf den sinnbildlichen Charakter einer im deutschen Volk weit verbreiteten Gestalt und als einen beachtenswerten Versuch zur angewandten Sinnbildforschung, der immerhin geeignet sein wird, eine alte Streitfrage unter einen neuen Gesichtspunkt zu rücken. Schriftleitung.

Till Eulenspiegel ist der Held jenes bekannten Volksbuches, das ihn uns als einen Schalk schildert, dem alle möglichen Possen und Schwänke zugeschrieben werden. Die älteste uns erhaltene Ausgabe dieses Buches ist die im Jahre 1515 von Grieninger in Straßburg gedruckte, von der noch ein Exemplar vorhanden ist, das sich in der Bücherei des Britischen Museums befindet[1]). Für die vorliegende Untersuchung wurde Dr. Thomas Murners Ulenspiegel, herausgegeben von J. M. Lappenberg, Leipzig 1854, benützt, in deren Vorrede es heißt: „Dagegen hatte ich das Glück, die älteste bekannte, 1519 (!) zu Straßburg gedruckte Bearbeitung . . . zu erhalten.“ Die Ausgabe Lappenbergs enthält u. a. ein Titelkupfer der Ausgabe von 1519, Eulenspiegel zu Pferde darstellend, die Schlußvignette und — als nicht zur Straßburger Ausgabe gehörig — die Abbildung eines Steines aus der Marienkirche zu Wismar. Wir kommen auf diese Abbildungen noch zu sprechen. An diese ersten Ausgaben des Ulenspiegel reiht sich im Laufe der Jahrhunderte noch eine unzählige Menge anderer Ausgaben, auf die in diesem Zusammenhange nicht eingegangen zu werden braucht. Aus dem Vergleich der frühesten Ausgaben läßt sich der Schluß ziehen, daß bereits vor der ersten uns bekannten Ausgabe Historien von Ulenspiegel im Umlauf waren, und es ist mit Grimm zu vermuten, daß die besten seiner Schwänke lange vor 1515 bekannt sein mußten[2]).

Über den Autor des Buches lassen sich nur Mutmaßungen anstellen, denen nachzugehen ebensowenig im Rahmen der vorliegenden Ausführungen liegt, wie etwa sich mit der historischen Persönlichkeit Ulenspiegels auseinandersetzen zu wollen. Es genügt zu erwähnen, daß nach der „Erst Histori“ Till als Sohn des Claus Ulenspiegel und der Ann Wibcken „im Dorfe Knet-



Ein kurtzweilig lesen von Dil Ulen spiegel geboren uß dē land zů Brunßwick. Wie er sei lebē volbracht hat. xcvi. seiner geschichten.



Abb. 1. Ulenspiegel zu Pferde

lingen in dem Land zu Sachsen“ geboren sein soll. Nach der XCV. histori soll er im Jahre 1350 in Mölln gestorben und begraben sein. Wichtiger dagegen ist die Tatsache, daß die Heimat des Volksbuches ohne Zweifel Niedersachsen ist.

Wir sehen an Hand dieser Feststellung, daß die Wurzeln unseres Volksbuches in eine Gegend unverfälschten deutschen Volkstums reichen, dem denn auch der Stoff entnommen ist. Die ersten Anfänge können wir sicher in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts verlegen. Muß nicht eine ungeheuere Kraft in der Idee dieses Volksbuches stecken, daß es die Jahrhunderte nicht nur überdauert, sondern sogar immer wieder neue Auflagen auch im Auslande erlebt hat? Sollte es nur das Possenreißertum oder selbst guter Volkshumor gewesen sein, der solche Kraft in sich barg? Ich glaube es nicht. Ich möchte vielmehr annehmen, daß hinter allem scheinbar Oberflächlichen noch ein tieferer, sei es kultischer, sei es mythischer Sinn steckt, den aufzuspüren besonders lohnend wäre.

Es hat in der neueren Literatur nicht an Versuchen jeglicher Art gefehlt, sich mit dem Eulenspiegelstoff auseinanderzusetzen und Eulenspiegel aus den Niederungen des platten Possenreißertums herauszuheben. Man hat offenbar im Stoff einen Kern geahnt, den man vom überlagernden Schutt der Überlieferung reinigen und neuzugestalten trachtete. Leider ohne dauernden Erfolg. So möchte ich hier schon vorwegnehmen, daß ich das Problem des Stoffes nicht etwa mit Meridies in „Eulenspiegels Weg zum Mythos“, sondern in Eulenspiegels Herkunft aus dem Mythischen erblicke. Dieser Gedanke taucht bereits bei Grimm auf, der im Wörterbuch meint: „Eulenspiegel gemahnt an Morolf, an den finnischen Soini kalki (Schalk), selbst an Loki.“ Aus dem Gedankengut des germanischen Mythos heraus also glaube ich, dem Verständnis Ulenspiegels näherkommen zu können. Dazu bieten sich uns Hinweise, die meines Wissens bisher übersehen worden sind. Einmal stecken sie im Namen Ulenspiegel, sodann in den erwähnten Illustrationen des Buches, wie sie die Ausgabe von Lappenberg bringt. Betreffs des Namens folge ich zunächst einmal Lappenberg, der der Ansicht ist, daß „Ulenspiegel ein dem Till später erteilter, von seinem Charakter entlehnter Beiname sei“. Es ist nicht sicher, daß Tills Vater bereits Ulenspiegel hieß. Als Familienname ist der Name Ulenspiegel 1473 zuerst urkundlich belegt. Es wird berichtet, daß Till über die Tür eines Hauses, in dem er einen Schalksstreich verübt hatte, eine Eule und einen Spiegel mit der Überschrift „hic fuit“ zu malen pflegte. Es besteht also die Möglichkeit, daß Ulenspiegel, weil er so hieß, die Eule und den Spiegel über die Haustüren malte. Es könnte aber ebensogut sein, daß Till, weil er die beiden Zeichen anzumalen pflegte, den Namen Ulenspiegel erhielt. Was ist nun der Sinn der beiden Bestandteile des Namens? „Die

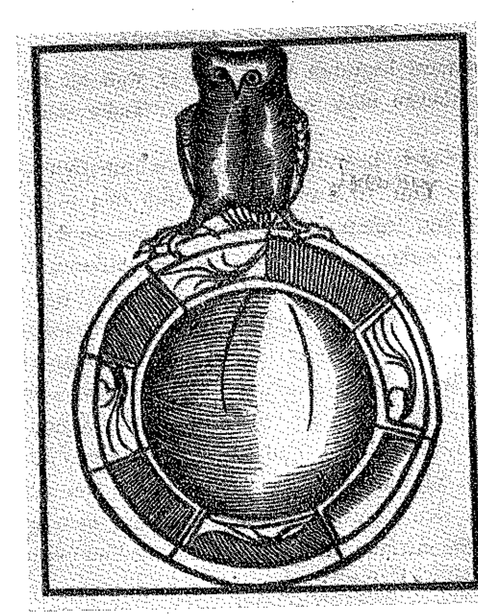


Abb. 2. Schlußvignette mit Achtteilung

Bedeutung des Spiegels", schreibt Lappenberg, „ist hier in der im Mittelalter gebräuchlichen zu nehmen, in der eines Lehrbuches oder Vorbildes. Also in demselben Sinne, wie Beicht-, Ehren-, Klag-, Laien- usw. Spiegel. Über den Bestandteil Eule könne man im ungewissen sein." Es seien ihr auch von anderen Autoren Eigenschaften zugeschrieben, wie Bösartigkeit, Schadenfreude, Katzenmäßigkeit usw., Eigenschaften, die zwar z. T. auf Till zutreffen könnten, der Eule aber in Wahrheit niemals eigneten. Wir sehen, daß der Erklärungsversuch Lappenbergs höchst unbefriedigend ist. Dasselbe Schicksal ist auch anderweitigen Versuchen bis auf den heutigen Tag beschieden geblieben.

Wenn wir es nun versuchen wollen, hinter den Sinn des Namens Ulenspiegel zu kommen, so wollen wir zunächst eine sprachvergleichende Betrachtung vorausschicken. In der alten englischen Übersetzung wird Ulenspiegel mit Owlglass wiedergegeben. „Spiegel", wenn man an den Handspiegel der Darstellungen denkt, müßte „mirror" heißen; „glass" ist das Spiegelglas, also das Spiegelnde in der Bedeutung von das Glänzende. Wenn man ferner „Spiegel" im Englischen in dem von Lappenberg gezeichneten Sinn, also: Spiegel gleich Lehrbuch, Vorschriften enthaltendes Buch, wie Sachsen-, Laien- usw. Spiegel hätte übersetzen wollen, so hätte man „Code", „Mirror" gebrauchen müssen. Vgl. „the golden mirror" (Muret-Sanders Encyclopäd. W.-B. d. engl. Sprache). Diese sprachvergleichende Betrachtung läßt zum mindesten den einen Schluß zu, daß dem Sprachempfinden des Angelsachsen bei der Übersetzung des Namens Ulenspiegel in „spiegel" weder der Spiegel im Sinne eines Toilettenspiegels noch im Sinne von Vorschriften enthaltendes Buch vorgeschwebt hat. Es ist vielmehr so, daß die angelsächsische Wiedergabe in „Spiegel" lediglich das Spiegelnde, Glänzende, also etwa eine spiegelnde, glänzende Scheibe hat bezeichnen wollen. Es soll nun im folgenden festgestellt werden, ob auch wir den Bestandteil „Spiegel" in dem bezeichneten Sinne, also als „spiegelnde, glänzende Scheibe" aufzufassen berechtigt sind. Wir greifen dazu auf die erwähnten Abbildungen zurück.

Über Bild 3 müssen wir eine kurze Zwischenbemerkung einfügen. Lappenberg schreibt dazu: „Der erheblichste hierher gehörige Gegenstand ist ein im Gemäuer des Daches der St.-Marien-Kirche zu Wismar vorhandener, für gleichzeitig mit dem ersten Baue vom Jahre 1339—1358 erklärter Backstein, auf welchem, ehe er gebrannt ist, eine Zeichnung angebracht wurde, in welcher man das Bild einer Eule mit einem Spiegel zu finden geglaubt hat." Lappenberg zitiert dann Prof. Crain, der den Stein genauer untersucht hat und darüber im Jahre 1853 wie folgt berichtete: „Man findet — — einen Stein, auf welchem mit einem scharfen Instrumente noch vor dem Brande, wie die durch die Glühhitze aufgetriebenen Einschnitte zeigen, das Bild einer Eule mit einem Spiegel in der Klaue eingegraben, in welchem Bilde man das Wappen oder Zeichen des im Jahre 1350 zu Mölln gestorbenen berüchtigten Till Eulenspiegel . . . wiederzuerkennen nicht umhin kann."

Vergleichen wir nun die Bilder 1, 2 und 3, so stellen wir zunächst fest, daß die Eule auf Bild 3 mittels eines zusätzlichen Armes eine quadratische Scheibe in der rechten „Hand" hält, die in acht Felder unterteilt ist. Die runde Scheibe auf Bild 2, auf der die Eule sitzt, zeigt einen breiten Rand, der ebenfalls acht Felder aufweist. Schließlich hält Ulenspiegel auf Bild 1 in der linken Hand eine runde Scheibe, auf deren freiem Rande acht Zeichen deutlich zu unterscheiden sind. Aus dieser übereinstimmenden Acht-Teilung bei allen drei Bildern, von denen dazu noch 1 und 2 bestimmt



**Abb. 3. Das Ulenspiegelzeichen auf einem Backstein der Marienkirche zu Wismar**



von 3 unabhängig sind, kann der bindende Schluß gezogen werden, daß diese Acht-Teilung nicht vom Zufall diktiert wurde, folglich also eine bestimmte Bedeutung hat. Welche, das wollen wir im folgenden sehen. Wie schon eingangs erwähnt, reichen die Wurzeln des Ulenspiegelstoffes weit in die niedersächsische Vorzeit hinein. Ulenspiegel ist Bauerssohn, bäuerisch ist das ganze „Milieu". Wir wissen, wie fest in diesen Kreisen germanisches Kult- und Brauchtum haftete. Andererseits ist uns bekannt, welch enge wechselseitige Beziehungen zwischen dem Germanentum Niedersachsens und dem der nordischen Länder bestanden. So dürfen wir uns bei der erwähnten Acht-Teilung auf den Bildern 1, 2 und 3 an die nordische Einteilung des Gesichtskreises in acht gleiche Hauptseiten erinnern. Wie Wirth[3]) mitteilt, seien z. B. noch um 1800 nur wenige Isländer im Besitz einer Uhr gewesen, und die einzige „solskive" (Sonnenscheibe, Sonnenuhr), deren sie sich bedienten, war der natürliche Horizont, den sie in a c h t gleiche Teile, „Dagsmaerker" genannt, einteilten. Mit diesen Tagesmarken war natürlich auch zwangsläufig der Jahreslauf der Sonne markiert, waren auch die Himmelsrichtungen festgelegt. Als Festpunkte dienten Bergspitzen, wo diese fehlten, Steinsetzungen. So wurde dem nordischen Menschen der Tages- und Jahresablauf durch die Acht-Teilung bestimmt. Daß diese sich ihm bei seiner Naturverbundenheit tief einprägte, ist selbstverständlich. Verständlich ist es auch, daß diese Einteilung des Gesichtskreises aus Gründen einer bequemeren Handhabung dann auf eine Scheibe übertragen wurde, an deren Rand man die verschiedenen Tagesmarken einritzte. Damit war die Verwendung dieser Scheibe als Kalenderscheibe gegeben. Sie hieß „solskive" (Sonnenscheibe), da sie eben den Lauf der Sonne mit den entsprechenden Daten vermerkte.

Wir können jetzt also verstehen, warum der Bestandteil „Spiegel" in Ulenspiegels Namen das Glänzende bezeichnen soll. Nicht ein Handspiegel oder Codex ist gemeint, sondern die Sonnenscheibe, und zwar im Sinne einer Kalenderscheibe. Darstellungen von Sonnenscheiben kennen wir zur Genüge. Ich erinnere nur, um ein Beispiel anzuführen, an die Sonnenscheibe der Spitalskirche in Tübingen. (Abb. 4.) „Die konzentrische Kreisgruppe ist von jeher ein Sinnbild der Sonne gewesen." (Kossinna, zit. b. E. Jung)[4]). Daß es sich aber bei den Ulenspiegeldarstellungen nicht um Sonnenscheiben schlechthin, sondern um die Verwendung der Sonnenscheibe in kalendarischem Sinne handelt, muß noch bewiesen werden, schon um des Umstandes willen, daß die Scheibe auf Bild 3 nicht rund, sondern quadratisch ist. Dazu können weitere Belege herangezogen werden: Auf dem Rand der Scheibe nämlich, die Ulenspiegel in der Hand hält, sind acht Zeichen deutlich zu unterscheiden. (Abb. 5.) Weniger deutlich sind sie leider zu erkennen. Ohne Zweifel ist das Zeichen im „Süden" (auf der vergrößerten Wiedergabe das zweite rechts von der Hand) als Fisch anzusprechen. Der Fisch ist das Ideogramm des nordischen Wintersonnenwendmythos. Der Karpfen hat sich als Julspeise bis in unsere Tage und unsere Gegend erhalten. Nach dem Fisch im Süden war als entsprechendes Zeichen im „Norden" das „Jahr"-Ideogramm zu erwarten. (⏀) Und in der Tat finden wir dort ein solches Zeichen, das bei besserer Wiedergabe noch klarer zu erkennen wäre. Seine östliche Hälfte ist, dem aufsteigenden Jahr entsprechend, hell gehalten; die westliche Hälfte dagegen, dem absinkenden Jahr gemäß, dunkel. Nach dieser Aufteilung des Scheibenrandes — Fisch im Süden, Jahrzeichen im Norden — dürfen wir im Sinne der Wirthschen Deutung im Südwesten das Zeichen für den Sonnenuntergangspunkt zur Wintersonnenwende erwarten. Tatsächlich finden wir auf der Scheibe im Südwesten deutlich die „Schlinge" (ᛟ), das vorwintersonnwendliche Zeichen. Die übrigen Zeichen sind mir, so wie sie die Lappenbergsche Ausgabe wiedergibt, zur Auswertung nicht einwandfrei genug, wenn es auch nicht allzu kühn wäre, in dem Zeichen im Nordwesten eine Spirale, Wurmlage oder Schlange zu erkennen. Immerhin ist die Deutung der drei erstgenannten Zeichen, und zwar der wesentlichsten so klar, daß ich glaube, damit die Auffassung der Scheibe als Kalenderscheibe gesichert zu haben. Zum Vergleich verweise ich auf die Kalenderscheibe von Bohuslän (Abb. 6), auf der wir Jahrzeichen und Schlinge, unserer Scheibe entsprechend, wiedererkennen können.

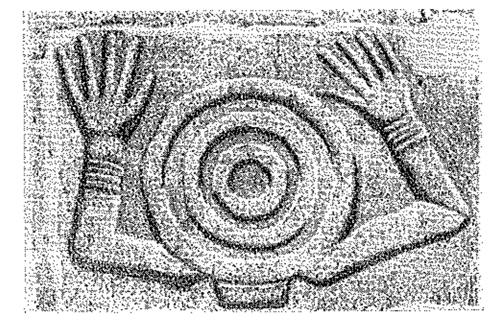


**Abb. 4. Sonnenscheibe an der Spitalskirche zu Tübingen**

Es ist nun zu untersuchen, ob die Auffassung von der Scheibe als Kalenderscheibe auch durch die beiden anderen Darstellungen gestützt wird. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß der Rand der Scheibe auf Bild 2 in acht Felder geteilt ist. In vier Feldern ist ein rankenartiges Gebilde dargestellt, das vom Süden aus über Osten sich nach Norden emporrankt, um über Westen wieder nach Süden hinabzusteigen. Die Drehrichtung entspricht der Jahreslaufeinteilung auf der Sonnen-

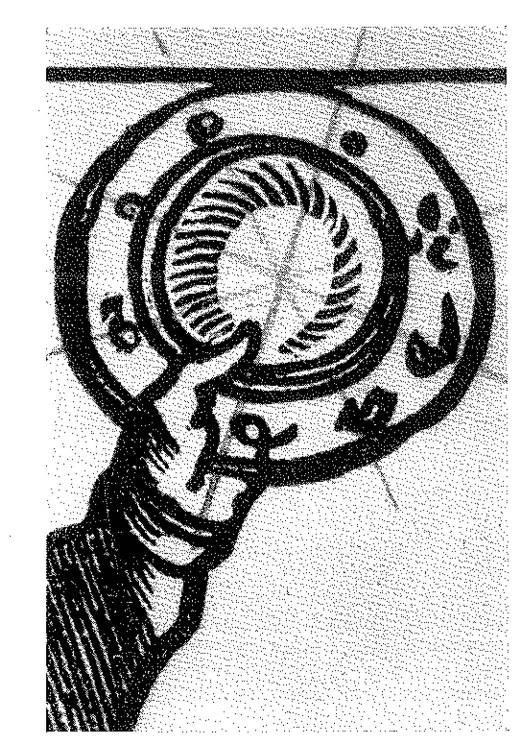


Abb. 5. Die achtgeteilte Scheibe in der Hand Ulenspiegels

scheibe, die vom Süden als der Wintersonnenwende ausgeht, dem Punkt des tiefsten Sonnenstandes, der Mitternachtsstelle. Darum ist wohl das südlichste Feld des Scheibenrandes dunkel schraffiert, während die anderen drei entsprechenden Felder hell gehalten sind. Jahr und Jahreslauf pflegte man in Deutschland vielfach durch pflanzliche Motive darzustellen, wie an Hand der Sinnbildforschung erwiesen werden kann[5]).

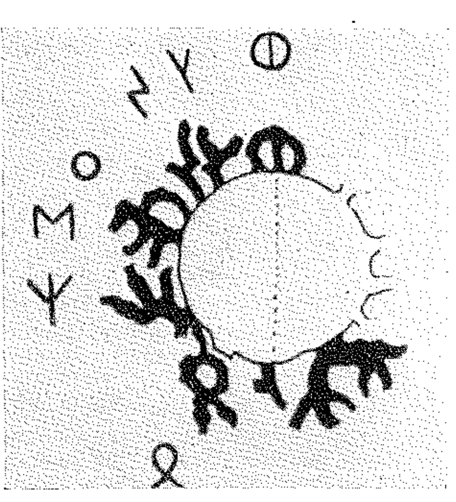
Es bliebe nun noch ein Wort über jene Scheibe zu sagen, die die Eule in der „Hand" hält. Diese Scheibe ist im Gegensatz zu den beiden anderen runden Scheiben quadratisch, entspricht also auf den ersten Blick nicht der Vorstellung vom Rund der Sonnenscheibe. Und doch liegt ihr dieselbe Idee zugrunde. Wir haben ihre Einteilung in acht Felder bereits erwähnt. Diese geht ebenfalls zurück auf die acht Tagesmarken der nordischen Gesichtskreiseinteilung. Die Darstellungen des Jahresablaufs sind vielfach mit dem Ideogramm des Lebensbaumes zusammengestellt. Auch in unserer Abb. 3 ist der Lebensbaum vorhanden, nur ist er zu Füßen der Eule dargestellt. Wir sehen da in plastischer Deutlichkeit den sechsästigen Baum mit den drei Wurzeln.

Auf allen drei Bildern läßt sich also die Verwendung der Scheibe im Sinne einer Kalenderscheibe erkennen, d. h. also im Sinne einer den Jahresablauf darstellenden Symbolik.

Kehren wir nun zurück zur Ausdeutung des Namens Ulenspiegel. Die Bedeutung des zweiten Bestandteiles „Spiegel" ist klar geworden. Wir fassen danach „Spiegel" als Kalenderscheibe auf, die die Figur Ulenspiegels in einem ganz bestimmten Sinne kennzeichnen soll. Auf Bild 1 sehen wir Ulenspiegel zu Pferde mit erhobenen Armen; eine für einen Reiter immerhin ungewöhnliche Haltung. Die linke Hand trägt die Scheibe, die rechte die Eule. Diese Armhaltung ist nun nicht ewas Zufälliges, sondern bekanntlich eine sehr typische Haltung zur Darstellung des „Jahrgottes". Ich brauche kaum auf die mannigfachen entsprechenden Darstellungen der zeitgenössischen Literatur zu verweisen. Die Eule auf Bild 3 hält ganz in demselben Sinne ihren zusätzlichen Arm in die Höhe. Daß die Eule außer ihren beiden Füßen noch diesen menschlichen Arm zeigt, beweist schon zur Genüge, daß damit etwas Besonderes zum Ausdruck gebracht werden soll, eben die typische Armhaltung des „Jahrgottes".

Als letztes wäre dann noch die Kleidung Ulenspiegels zu erwähnen. Sie ist auf allen Bildern der ersten Ausgabe gleich der des Titelkupfers und, was hervorgehoben zu werden verdient, ohne jedes Narrenkennzeichen. Der Rock ist in eigenartiger Weise am Saume blattartig ausgeschnitten. Dieses pflanzliche Motiv ist ebenfalls bekanntlich im Sinne der Jahrslaufvorstellung zu werten.

Ich fasse zusammen: nach dem oben Gesagten ist es wahrscheinlich, daß das Urbild des Ulenspiegels in seinen bildlichen Darstellungen jene weit verbreitete mythische Gestalt ist, die mit erhobenen Armen und mit Jahressinnbildern dargestellt wird, und die oft in der einen Hand eine Scheibe und auf der anderen auch einen Vogel trägt. Die achtgeteilte Scheibe, die dann wohl



Aufn. des Verf. (6)

Abb. 6. Scheibe von Bohuslän



als Spiegel aufgefaßt worden ist, finden wir schon sehr früh, etwa in der bronzezeitlichen Goldscheibe von Moordorf bei Aurich, deren Rand durch acht kleine Kreise unterteilt ist und deren glänzendes Mittelfeld vielleicht sogar wirklich als Spiegel gedient hat. Zu erinnern ist auch an die hölzerne Runenkalenderscheibe von Oslo aus dem 16. Jahrhundert, die wie ein flacher Ring gebildet ist. Es ist denkbar, daß diese alte mythische Gestalt schon früh Träger eines gewissen Erzählgutes gewesen ist, das sich dann im Laufe der Zeit in die überlegene Weisheit des Possenreißers gewandelt hat. Und wenn diese Gestalt entweder, wie auf der Darstellung von Wismar, als Eule mit erhobenem menschlichen Arm oder als Mann mit erhobenen Armen und mit Vogel und Scheibe abgebildet wurde, so kann immerhin aus der Deutung des Vogels als Eule und der Scheibe als Spiegel auch der Name selbst entstanden sein. Eine eingehende Erforschung der gesamten Überlieferung wird vielleicht auf diesem Wege zu neuen Erkenntnissen führen.

### Schrifttum

1) Knust, H., Eulenspiegel, Neudruck, Halle 1876—1914. 2) Grimm, Deutsches Wörterbuch. 3) Wirth. H., Die Heilige Urschrift der Menschheit, Leipzig 1931. 4) Jung, E., Germanische Götter und Helden, München 1922. 5) u. 6) Stief, W., Heidnische Sinnbilder an christlichen Kirchen, Leipzig 1938. Ferner: Ninck, M., Wodan und der germanische Schicksalsglaube, Jena 1935. Meridies, W., Eulenspiegels Weg zum Mythos, Ztschr. f. D. Bildg., 1927. Kadlec, E., Unters. z. Volksbuch v. Ulensp., 1916. Grimm, Deutsche Mythologie. v. d. Leyen, F., Die Götter der Germanen, München 1938.

# Die Bücherwaage

**Die Götter der Germanen.** Von Hermann Schneider. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen. 1938. Großoktav VIII u. 273 S. RM. 6,—/7,80.

Schneiders Buch ist keine Mythologie und keine Religionsgeschichte, der Verfasser versucht vielmehr darzustellen: „Wie hat der Germane seine Götter empfunden und erschaut, gedacht und geglaubt, wie im Verlauf seiner Geschichte umgeschaut und umgedacht?" In diesem Bestreben, Glauben und Kult eines Volkes aus seinem Wesen zu verstehen, berühren sich die „Götter der Germanen" mit den „Göttern Griechenlands" von W. F. Otto, ganz abgesehen von der Ähnlichkeit des Titels, der Überschrift einzelner Abschnitte und der gehobenen Sprache. Es wäre daher auch verfehlt, mit den Erwartungen, die man an ein Lehrbuch stellt, an Schneiders Darstellung heranzutreten. Man muß schon einige Kenntnisse auf dem Gebiete der germanischen Götterlehre mitbringen, um den Wert und die Schönheiten der Arbeit erfassen zu können.

So wie W. F. Otto hat der Verfasser auf alle Anmerkungen verzichtet, jedoch die Quellen und Nachweise in einem Abschnitt am Schluß zusammengefaßt. Der erste Teil behandelt Ursprung, Erhöhung und Ausbreitung der Götter sowie die Entgötterung der Welt, der zweite die Götter im Jenseits ohne Beziehung zu den Menschen, der dritte Götter- und Menschenwelt, im vierten werden die einzelnen Göttervorstellungen eingehend untersucht. Ein Namen- und ein Sachverzeichnis erleichtern die Benützung.

Als besonders gelungen möchte ich hervorheben die Abschnitte über den Euhemerismus (S. 43—45), über die Wandlungen der Odinsgestalt (S. 47—50), über die Grenzen des Göttlichen bei Germanen und Griechen (S. 62 f.), über den Unterschied zwischen Asen und Alfen (S. 96), über die Stellung der Völuspa an der Grenze zweier Weltanschauungen (S. 113—115), über Gott und Schicksal (S. 151—161) und über die Entstehung der Baldrfabel (S. 219). In feinsinniger Weise hat der Verfasser die wirklich geglaubten und die von den Dichtern geschaffenen Züge der germanischen Götterwelt herausgearbeitet. Wenn ich Schneider in zahlreichen Punkten nicht zustimmen kann, wird das bei einem Stoff, der uns auch heute noch so viele Rätsel aufgibt, nicht unbedingt als Tadel angesehen werden dürfen.

Walter Steinhauser

**Die mittelhochdeutsche Dichtung.** Von Friedrich Knorr. Eugen Diederichs Verlag in Jena, 1938. 210 Seiten 8°. In Leinen geb. RM. 5,50.

Die Vollendung des Großdeutschen Reiches durch die Wiedereingliederung seiner südöstlichen Teile hat in uns wieder ein tieferes Verständnis erweckt für das alte Reich, dessen Königssinnbilder nicht

umsonst mit der Wiederrichtung des Reiches in seinen natürlichen Mittelpunkt zurückgebracht worden sind. Im Gegensatz zur „kleindeutschen" Geschichtsauffassung beginnt man die Geschichte des deutschen Reichsgedankens wieder mit anderen Maßstäben zu messen; gleichzeitig wird aber auch jene andere Auffassung von dem „römischen" Wesenskern des alten Reiches immer mehr als ein Trugbild entlarvt. Das positive Ergebnis ist es, daß wir immer mehr das erste Reich der Deutschen als eine in allem Wesentlichen germanische Schöpfung begreifen lernen; wir sehen, daß es im staufischen Kaisertum eine weltweite Ausgestaltung fand, daß es aber in Gedanken und Tat von einer Gemeinschaft getragen wurde, an deren durch und durch germanischem Charakter kein Zweifel bestehen kann: dem deutschen Rittertum.

Der Titel des Buches von Friedrich Knorr läßt nicht erkennen, daß er diesen Grundgedanken zum Ausgangspunkte einer neuen Betrachtung der mittelhochdeutschen Dichtung macht, die er in den sogenannten „höfischen" Epen von Wolfram, Hartmann und Gottfried und im Nibelungenliede darstellt. Er sucht diese Dichtungen — die man bisher immer noch viel zu sehr von einem einseitig literarischen Standpunkt oder ebenso eindeutig als „Standesdichtung" behandelt hat — als Ausdruck einer Weltgesinnung darzustellen, die für den staufischen Ritter zugleich Reichsgesinnung war; denn für ihn war sein Reich die Welt schlechthin und sein Reichsgedanke seine Weltanschauung. In dieser Hinsicht ist Knorrs Darstellung anregend, auch wenn wir nicht jeder einzelnen Formulierung zustimmen.

J. O. Plassmann.

**Die Nordharzgruppe der Elbgermanen bis zur sächsischen Überlagerung.** Von Günter Thaerigen. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem 1940. 99 Seiten mit 53 Abb. und 27 Tafeln. RM. 7,50/8,50. (Schriftenreihe „Deutsches Ahnenerbe", Reihe B. Fachwissenschaftliche Untersuchungen, Abt.: Arbeiten zur Ur-, Vor- und Frühgeschichte. Bd. 2).

Die ausgezeichnete Arbeit von Günter Thaerigen bringt nach einer knappen Übersicht über den Stand der Forschung zunächst eine ausführliche Beschreibung des Fundmaterials und die Fundberichte. Daran anschließend erfolgt die Aufarbeitung des Materials, gegliedert nach den Stoffgruppen Keramik, Fibeln, sonstigen Beigaben und römischen Münzfunden. Für besonders wertvoll halte ich den Abschnitt über die Keramik, in dem die Entwicklung der Gefäßformen und der Verzierung schön herausgearbeitet wurde. Besonderes Augenmerk wurde dem Beginn der Drehscheibentechnik gewidmet. Der letzte Hauptabschnitt gliedert sich in kleinere Abschnitte über Urnenharz, über die Bestattung, über Haus und Siedlung und in die stammeskundliche Auswertung der Ergebnisse. Hier ist hervorzuheben, daß die vielfach nicht leichten Fragen mit sehr feinem Verständnis behandelt wurden, was sich am stärksten bei der Heranziehung von schriftlichen und volkskundlichen Quellen zeigt.

Am schwierigsten ist immer die Auswertung von Funden für die Stammeskunde, da die Untersuchung der antiken Geschichtsschreiber zwar so weit fortgeschritten ist, daß man kaum mehr größere Neuergebnisse erwarten darf, aber anderseits viele Fragen nur zu einem Teil gelöst werden konnten. Einen Fortschritt kann man nur aus der Verbindung der Ergebnisse beider Forschungszweige erwarten. Die Auswertung, die Thaerigen für sein Gebiet bringt, ist in jeder Hinsicht hieb- und stichfest und bedeutet einen schönen Fortschritt für die Stammeskunde. Gilbert Trathnigg.

**Märchen und Sage, Schwank und Rätsel.** Von Will-Erich Peukert. Deutsches Volkstum. Band 2. Verlag Walter de Gruyter u. Co., Berlin. 1938. VIII und 215 Seiten. Geb. RM. 6,20.

Peukert behandelt im ersten Teil seines Werkes das Märchen unter den Gesichtspunkten: Die Welt des Märchens, die Märchenwahrheit, das europäische Märchen und die Märchendichtung. In dem zweiten Teil, der wie ein Anhang zum ersten wirkt, wird noch die Natursage besprochen. Feinsinnig bemüht sich der Verfasser, alles Wesentliche des Märchens hervorzuheben und, soweit dies der Stand der Forschung heute schon zuläßt, die Fragen, die sich daraus ergeben, zu beantworten. Naturgemäß geht die Fragestellung des Lesers besonders darauf aus, wie alt das Märchen überhaupt sei und wieweit sich aus dem überlieferten Gute altes Erbe herausschälen läßt. Beides behandelt Peukert auch ausführlich in den Abschnitten über „Relatives Alter des Märchens", „Märchenanfänge", „Wendepunkt", Urheimat, „Indogermanisierung" des Märchens und „Germanisches". Soviel Schönes und Wahres hier der Verfasser auch vorbringt, zu folgen vermag ich ihm nicht, wenn er als Urheimat des Märchens die östliche Mittelmeerwelt bezeichnet und das Märchen von dort ausstrahlen läßt. Auch die Heranziehung der Völkerkunde und ihrer Begriffe geschieht nicht selten in einem zu starken Ausmaß. Beides führt zu Schlüssen, die nicht überzeugen können. Schönere Ergebnisse bringen die Untersuchungen über die Eigenheit des germanischen Märchens. Hier ist es besonders erfreulich, daß Peukert verschiedene Schichten des Märchens darstellen konnte, die sich germanischen und deutschen Kulturabschnitten zur Seite stellen lassen. In ähnlicher Gliederung behandeln die weiteren Hauptabschnitte des Buches Sage, Schwank und Rätsel. Trotz aller Schwierigkeiten, die sich der Behandlung eines so weitgespannten Stoffes entgegenstellten, ist das Buch als eine wertvolle Bereicherung unseres Schrifttums über das deutsche Volkserzählgut zu bezeichnen.

H. Zwölfjahr.



# Frage und Antwort

## Gott Wodan oder Wüterich Wodan?

Aus dem Leserkreise wird uns geschrieben:

Im Dezemberheft 1939 und im Januarheft 1940 von „Germanien" sind zwei Aufsätze erschienen, die von überlieferten Sagen und Erzählungen berichten, wie sie heute im Volk noch über den Wodansglauben erhalten sind.

Es ist immer wieder notwendig, sich bei diesen Berichten vor Augen zu halten, daß wir uns nicht nur von der falschen Vorstellung des Barbarengermanen zu befreien haben, sondern daß wir auch endgültig den Wodansglauben zu trennen haben von dem, was häßliche Entstellung ist. Seine wirkliche einstige Gestalt, wie sie in der Vorstellung unserer Ahnen gelebt hat, wird dann erst wieder in freundlicher Klarheit zum Vorschein kommen. Zwar meine ich damit nicht, daß nicht gerade in dieser Gottesgestalt auch Mächtigkeit und Gewaltigkeit sich ausgedrückt hat; man hat den Gott mit Ehrfurcht betrachtet, aber zum Wüterich hat ihn erst die Zeit, die ihn verdrängte, fälschlich verzerrt. Ich möchte darum als Ergänzung zu jenen beiden Aufsätzen, die uns von den schreckhaften Umständen des Wodanglaubens im Volk heute berichten, auf das wahre Bild des Gottes Wodan hinweisen, wie es jenen Entstellungen zugrunde liegt.

Die Rauhnächte oder Zwölften waren für die Germanen eine so heilige, schöne Zeit wie für uns heute noch das Weihnachtsfest. In dieser Zeit glaubte der Germane, seine verstorbenen Ahnen seien ihm besonders nahe, er glaubte dies Fest im Geiste mit seinen Ahnen zu erleben, und dieser Glaube hatte im Volksbrauch solche greifbaren Formen angenommen, daß man Trank und Speise für die Ahnen aufstellte, so, wie man ja auch den Toten ins Grab wirkliche Speise als Zehrung mitgab. Verschwanden die aufgestellten Speisen, die sich die Tiere der freien Natur holen mochten, so sah man das als ein glückbringendes Zeichen an. Rauschen und Wetterstürme im Wald waren sicher wohl göttliche Zeichen für die Germanen in jenen Nächten, wie ihnen überhaupt alles Naturgeschehen göttlich und verehrungswürdig galt. Dann sagte das Volk, jetzt ziehe Wodan draußen vorbei mit denen, die gestorben sind, und die in den heiligen Nächten enger als sonst mit den Ihren verbunden sind. Auch kennen wir eine Sage, daß die Seelen der jung verstorbenen Kinder in jenen heiligen Nächten von der Erdgöttin in ihr Götterreich geführt werden. All dies aber sind freundliche und hohe Vorstellungen, die nichts mit Furcht zu tun haben, mit der die spätere Kirche den alten Glauben verächtlich zu machen suchte. So wurde die Ehrfurcht zur Furcht verzerrt. Es war doch so, daß man es besonders scheute, in jenen heiligen Tagen und Nächten etwas Unrechtes zu tun. Man wird außerdem auch sicherlich geglaubt haben, daß die göttlichen Gewalten sich in solchen Fällen strafend an ihm zeigen würden. Hieraus konnten dann Greuelmärchen über den abzusetzenden Gott Wodan erfunden werden. Wodan wurde zum bösen Mann umgedeutet, sein Aussehen nicht mit Achtung und Liebe, sondern mit entstellten Farben gezeichnet, harmlose oder ehrfürchtig erzählte Göttermythen wurden entstellt und auch neue unwahre Schauergeschichten dazugedichtet; damit müssen wir zum mindesten rechnen. Die Versinnbildlichung göttlicher Natur- und Weltallkräfte war der Inhalt unseres alten Glaubens. Das Wahre im einzelnen aus den entstellten zu uns gekommenen Berichten herauszuholen, wird oft nicht leicht sein, die große Linie aber ist klar und dürfen wir nicht aus den Augen lassen: der Germane achtete und ehrte seine Götter, sie waren ihm groß und gewaltig, zu Dämonen der Angst und zu häßlichen Wüterichen sanken sie erst herab nach Durchsetzung der christlichen Kirche.

Die deutsche Vorgeschichtsforschung verhilft uns, wie wir dankbar anerkennen, immer mehr zu einer wahren und gründlichen Erkenntnis unserer Vergangenheit. Auch der Zeitschrift „Germanien" wissen wir hierin Dank. Es schien mir jedoch wünschenswert, nach jenen beiden Aufsätzen auf diese Dinge noch einmal grundsätzlich hinzuweisen.

Dr. J. Dressel.

*

Wir sind mit der Einsenderin grundsätzlich darin einig, daß nicht alle heutigen Berichte über das wilde Heer und den wilden Jäger als ein unverfälschtes Bild des alten Wodanglaubens gelten dürfen. So haben wir auch früher schon öfter gegen die Verzerrung des Wodanbildes, auch durch einseitige wissenschaftliche Forschung, Einspruch erhoben. Wir müssen da jedoch zweierlei auseinanderhalten: die Forschung muß zunächst einmal feststellen, was es wirklich an Überlieferungen dieser Art gibt; ihre weitere Aufgabe ist es dann, aus diesem heutigen Bilde das eigent-

liche und wahre Urbild herauszuschälen. Ein Gott wie Wodan war ja gewissermaßen Träger und Ausdruck verschiedener Seelenstimmungen; daß auch das Grauen in seinem Bilde Platz fand, beweist nur, daß der Glaube der Germanen, wie auch seine übrigen Wesenszüge, mehr als bei südlichen Völkern vom Gemüte her bestimmt war. Der reichen Erlebnisfähigkeit des Gemütes entsprachen die verschiedenen Gottheiten mit ihren oft sehr verschiedenartigen Eigenschaften; es wäre daher falsch, mit der ausschließlichen Anerkennung eines Gottes oder einer göttlichen Eigenschaft die Maßstäbe eines fremden Monotheismus in den germanischen Götterglauben hineintragen zu wollen. Aber den Göttern gegenüber hatte der Germane die gleiche Ehrfurcht, wie gegenüber den seelischen Gewalten, denen jene entsprachen. Darin, daß die Grundlage des germanischen Glaubens die Ehrfurcht war, stimmen wir also mit der Einsenderin durchaus überein.

Schriftleitung.

## Zwiesprache

Das deutsche Soldatenlied, das in dem Liede vom Guten Kameraden zu einem weihevollen Brauchtum geworden ist, hat seinen Ursprung in den Weisen der Landsknechte, die in manchem Träger germanischer Kriegerüberlieferung gewesen und andererseits dem neuen Soldatentum eine Art von Vorläufer gewesen sind. Mit seinem Aufsatz über „Landsknechtsweisen" setzt Hans Joachim Moser in diesem Heft seine Lebensbilder deutscher Soldatenlieder fort, unter denen in den nächsten Heften noch weitere deutsche Kampf- und Trutzlieder behandelt werden sollen.

Einen überraschenden Fund veröffentlicht Karl Konrad A. Ruppel in seiner Untersuchung über das Kultsymbol der germanischen Göttin „Isis". Dies Kultsymbol, das nach Tacitus einem „Liburnerschiff" ähnlich gesehen haben soll, entdeckt er in einer Abschrift der altrömischen Notitia dignitatum als ein Räderschiff wieder; und er erweist damit den Zusammenhang zwischen den kultischen Umfahrten der von Tacitus als „Isis" bezeichneten germanischen Göttin mit den Umzügen des Räderschiffes, die in späterer germanischer Zeit häufig bezeugt sind, und die dem „Karneval" wahrscheinlich seinen Namen gegeben haben.

Die überraschende Sinnbeständigkeit germanischer Symbole ist auch das Grundthema des Aufsatzes über die Stufenpyramide von J. O. Plassmann. Der Verfasser, der hier auf den verdienstvollen Forschungen von Herbert Meyer fußt, weist in einer Fülle von Beispielen nach, daß sich das uralte germanische Rechtswahrzeichen der dreistufigen Pyramide aus dem Bereiche der alten germanischen Rechtsprechung im Freien in seinen Abbildern als Notariatszeichen mittelalterlicher Notare in erstaunlicher Fülle erhalten hat. Hier zeigt sich wieder einmal die Kontinuität des Symbolischen als Beweis für die Kontinuität des Gedanklichen und somit des germanischen Rechtsgefühles überhaupt.

Bei der großen Bedeutung, die die Kelten als Kulturempfänger und Vermittler für die Germanen gehabt haben, findet der Aufsatz von Franz Altheim über die Keltische Wanderung auch ein hohes germanenkundliches Interesse. Als Nachbarn der Germanen haben die Kelten Jahrhunderte hindurch im Nehmen und im Geben mit ihnen in engem Austausch gestanden, wenn auch die große keltische Flut, die seinerzeit ganz Europa überschwemmte, sich an dem nordwestdeutschen germanischen Kernland gebrochen hat, demgegenüber sich das Keltentum fast immer in der Verteidigung befand.

Über eine uns allen vertraute Gestalt, den Till Eulenspiegel, bringt E. Büch eine aufschlußreiche Untersuchung, die das Urbild dieses weltberühmten Spaßmachers in den Kreis der sinnbildlichen Gestalten einreiht, die uns als symbolische Vertreter des Jahreslaufes bekannt geworden sind. Alle erreichbaren Darstellungen des Eulenspiegels zeigen ihn als Träger zweier Symbole, aus deren Umdeutung vielleicht erst sein Name entstanden ist: einer Scheibe, die ursprünglich eine Kalenderscheibe gewesen zu sein scheint; und eines Vogels, der nicht von Anfang an eine Eule gewesen ist. Diese Feststellungen werfen auf eine alte Frage ganz neues Licht.

Pl.

Hauptschriftleiter: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Anzeigenleiter: Hans Boehm, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7—11. Druck: Georg Koenig, Berlin C 2.





# Germanien

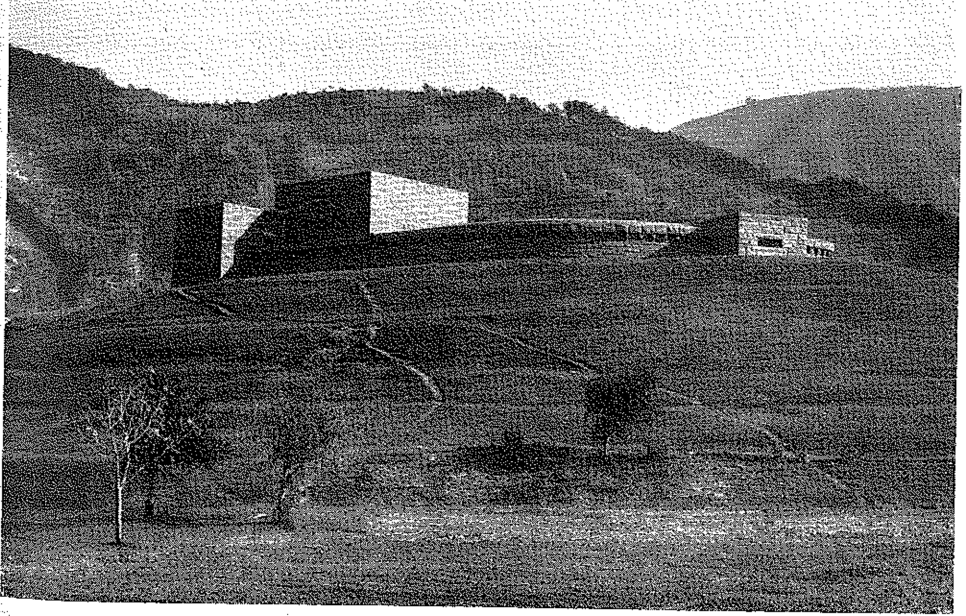
Monatshefte für Germanenkunde

Heft 4 1940 April



## Deutsche in fremder Erde

Das Gesetz, das über der Beziehung des germanischen Nordens zum übrigen Europa waltet, ist das Gesetz von Wurzel und Blüte, von Keim und Krone. Was in der Stille der Heimat in räumlicher Enge sich regt, was oft genug als drängende und gehemmte Kraft sich wiedereinander kehrt, das hat sich häufig erst dann zur strahlenden und über Jahrhunderte leuchtenden Blüte entfaltet, wenn es die eng gewordene heimische Samenkapsel sprengte, vom Hauch der geschichtlichen Wenden über weite umliegende Gefilde getragen wurde und auf fremdem Boden



**Deutsches Ehrenmal Quero am Piave, Oberitalien, erbaut vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge**

Aufn. Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge (3)



**Grabmal Dietrichs von Bern bei Ravenna** Aufn. Plassmann

zur kurzen, aber unvergeßlichen Erscheinung erblühte. Was dort unter südlichem Himmel an Ruhmestaten geschehen, das klang in die Heimat zurück; und tausend Jahre hindurch haben die heimischen Sänger von den Taten und Abenteuern gesungen, die weitgewanderte Bruderstämme bestanden. Vor abermals tausend Jahren mag es ähnlich gewesen sein; wenn auch kein Lied aus jenen Zeiten bis auf unsere Tage gekommen ist, so mögen doch die Felsbilder der frühesten Germanenzeit Erinnerungen an jene wachgehalten haben, die auf ferne Seefahrt gegangen waren und südwärts durch fremde Speere dahinsanken.

Was ursprünglich Schicksal und Aufgabe aller Germanen gewesen, das ist seit tausend Jahren vor allem dem d e u t s c h e n Volke gestellt worden, seit es die Aufgabe übernahm, als Erbe der weitgewanderten Germanenvölker einer verfallenen Welt des Altertums Halt und Rückgrat zu geben und selbst den unverrückbaren Schwerpunkt zu bilden, um den eine neue Welt sich bilden konnte. Immer wieder mußte die aktive Mitte ihre mannhaften Streiter hinaussenden in jene andere Welt, die sich oft genug gegen jene drängende Mitte zurückwandte, ohne deren Urkraft sie doch selbst verfallen und formlos geworden wäre. Und immer wieder sind Scharen jener blonden nordischen Fechter im fremden Lande ihrer Aufgabe erlegen; einer



Aufgabe, die man wohl einen Irrweg des sogenannten Mittelalters genannt hat, und die doch nur die Weiterführung eines großen geschichtlichen Gesetzes gewesen ist, das schon vor ihnen Jahrtausende hindurch nordische Geschlechter erfüllt haben. Im Spiegel der Fremde steigert sich eines Volkes Bild zu heldischer Größe; was hier im kleineren Kreise durch Hader und Zwietracht allzuleicht die Züge des Kleinlichen annimmt, das gewinnt draußen auf weiterem Felde die Züge des Außerordentlichen. Das nordische Blut ist es, das zum Außerordentlichen drängt, und es kann mit nichts anderem dafür bezahlen, als mit sich selbst. Wir betrauern die kostbaren Ströme, die auf diesen Wegen vergossen sind; sie sind uns doch nicht verloren, denn was dem Leibe der Volkheit entzogen worden ist, das ist vielfältig ihrem Geiste und ihrer Seele wiedergegeben worden. Denn wieviel Heldengeist ist bis in späte Zeiten hinein in Markwächtern und Landsknechten durch das entfacht worden, was die alten Lieder von den Taten der Goten und Burgunden sangen?

So sind die G r ä b e r die eindringlichsten Mäler des ewig Lebendigen; bis weit in ferne Lande hinein zeugen sie von der Fortdauer einer Lebensaufgabe, die mit dem Tode besiegelt, aber niemals abgeschlossen wird. Gräber künden uns von den Taten und der Tapferkeit edler Brudervölker, die ihr Leben einer hohen Aufgabe weihten. So weit die Kette unserer Gräber reicht, so weit reicht das Feld unseres geschichtlichen Daseins; an der Größe seines Schauplatzes kann man seine Größe selbst ermessen. Wir sehen sogar, daß sich die Größe des erweiterten Gesichtsfeldes dort draußen in größeren und gewaltigeren Ausmaßen der Totenhäuser ausdrückt; wie alles, was aus der Heimat mitgebracht wurde, dort größere Weite annimmt und sich der angeborenen Maße erst in freierer und gewaltsamerer Entfaltung bewußt wird.

Der große Krieg hat jener unendlichen Kette der Gräber endlose Reihen neu hinzugefügt. Sie liegen im Wüstensande des Zweistromlandes, auf den sonnenverbrannten Höhen von




**Grab Kaiser Ottos II. in der alten Peterskirche in Rom**

Aufn. Deutsches Archäol. Institut in Rom



**Antiker Marmorlöwe aus dem Piräus mit Runenband**
(Aus Plassmann, Wikingerfahrten)

Palästina, auf den Höhen von Makedonien und im Lande von Friaul, das schon in früheren Jahrhunderten so viel deutsches Blut getrunken hat. Deutsche Soldaten ruhen in Ländern, die seit Barbarossas Zeiten kein deutsches Heer gesehen hatten, und in solchen, die nie zuvor ein bewaffneter Deutscher betreten hatte. Leben diese Gräber in unserem Bewußtsein, so haben die Taten jener, die dort ruhen, ihren Sinn behalten: denn die Gräber sind Zeugnisse dafür, ob die Heimat von der Größe ihrer Opfer und ihrer Aufgabe weiß. Erst dann wird ein großer Krieg, gleich wie er ausgegangen ist, zu einem unvergänglichen Besitze eines Volkes, und die Pflege, die es diesen Gräbern widmet, offenbart seinen Sinn für die eigene Größe und für die Gewaltigkeit seiner Geschichte.

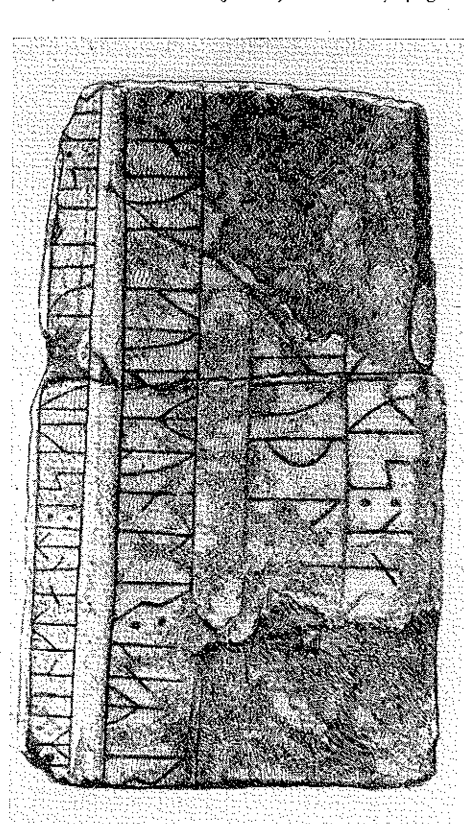
Totenehre und Gräberpflege sind uns ja heute noch ein sicherer Wegweiser durch längst vergangene Jahrtausende; an seiner Totenehrung erkennen wir am frühesten das Verhältnis des Germanen zu den großen Rätseln der Welt und des Seins. Tat und Besinnung vereinigten sich hier zu Sinnzeichen von ewiger Dauer; je früher die Zeit, um so mehr gilt die Wahrheit, daß die Geschichte der Völker sich an der Geschichte seiner Gräber ablesen läßt, und vor allem seiner Krieger- und Heldengräber.

Es ist wie ein heimliches Gesetz, daß es den Deutschen immer wieder dahin zieht, wo diese Gräber am zahlreichsten sind, und wo sie am mächtigsten von Taten und Aufgaben reden, die seine Vorfahren dort einst erfüllt haben. So sollte jeder Deutsche, der fremde Länder bereist, die Reise zu einer Fahrt nach den Gräbern der Deutschen werden lassen, die dort in fremder Erde ruhen. Wir wissen, daß schon vor siebenhundert Jahren hansische Kaufleute, die nach Italien kamen, in der Heimat rühmend von den Zeugnissen erzählten, die sie vom König Dietrich von Bern dort unten gefunden hatten. Wer jemals vor dem gewaltigen Grabmal des großen Gotenkönigs bei Ravenna gestanden hat, der hat die Größe unserer Geschichte an einem ihrer mächtigsten Denkmäler erlebt. Wie der Mythos, der sich um den großen Volkskönig gesponnen hat, weit bis in die urgermanische Zeit zurückreicht, so hat urgermanischer Totenbrauch hier



einen letzten gewaltigen Abschluß gefunden: der riesige Rundbau wird oben von einem einzigen Steine abgeschlossen, der wie der Deckstein eines Hünengrabes das Totenhaus des Königs krönt.

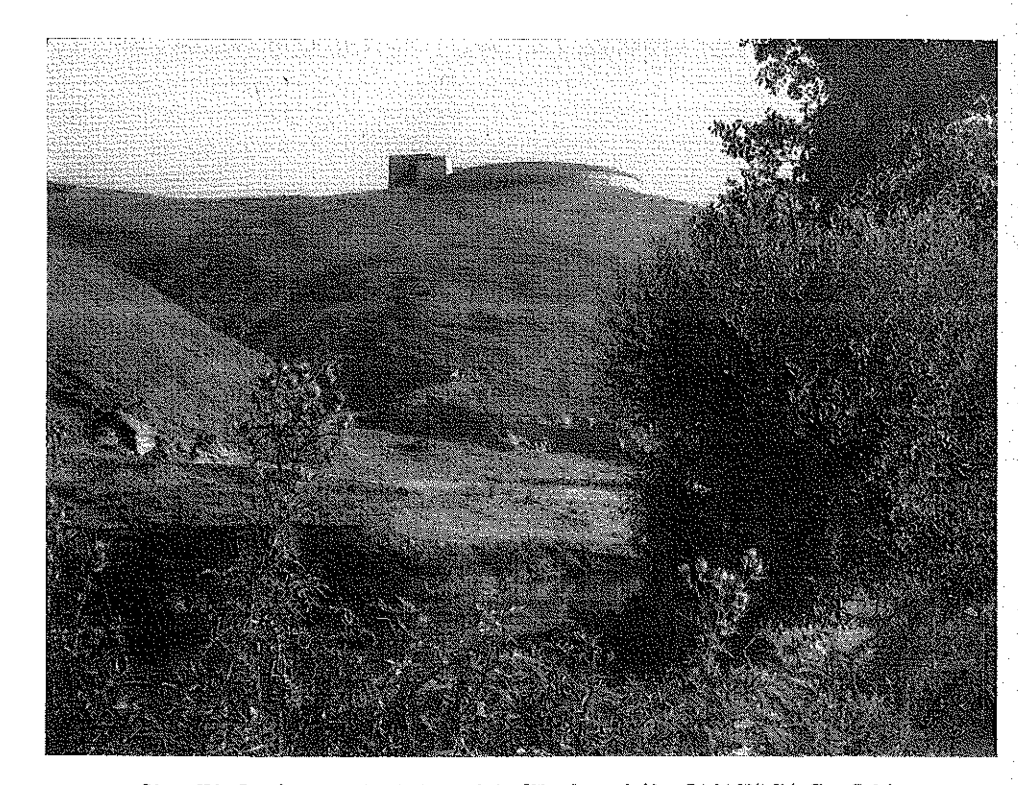
Mit der Zeit der großen Wanderung hat die ausstrahlende Kraft des germanischen Nordens noch längst nicht ihr Ende gefunden; vor der Vollendung des ersten Jahrhunderts geriet die germanische Welt erneut in Bewegung. Während in der Mitte Europas das erste germanische Großreich dem alten Europa Festigkeit und Dauer verlieh, umgriff der skandinavische Norden diesen ganzen Raum von Osten und von Westen. Aber alles, was fortan in diesem Raume geschah, wurde in seinen letzten Auswirkungen doch durch das Reich der Mitte bestimmt, das seine Waffen schon unter seinen ersten Begründern bis hinunter an die Südspitze Italiens trug. Kaiser Otto II., der jugendliche Sohn und Nachfolger eines großen Vaters, schlug als erster die arabische Weltmacht in Kalabrien zurück; aber nach siegreicher Schlacht geriet er in einen Hinterhalt, verlor den größten Teil seines Heeres und rettete sich selbst nur dadurch, daß er zweimal das Meer durchschwamm. Was sich dreihundert Jahre hindurch immer wiederholt hat, das schrieb eine zeitgenössische Chronik zu diesem Tage: „Vom Schwerte gefällt, sank die Blüte des Vaterlandes dahin, die Zier des blonden Germanien, dem Kaiser teuer vor allen." Ein Jahr später ist der achtundzwanzigjährige Kaiser nach zehnjähriger ruhmvoller Regierung zu Rom gestorben und in der alten Peterskirche beigesetzt worden. Sein Grab ist das erste in der Reihe der Kaisergräber auf italienischem Boden.



**Der Halfdan-Stein aus Schleswig**
Aufn. Vorgeschichtl. Museum, Kiel

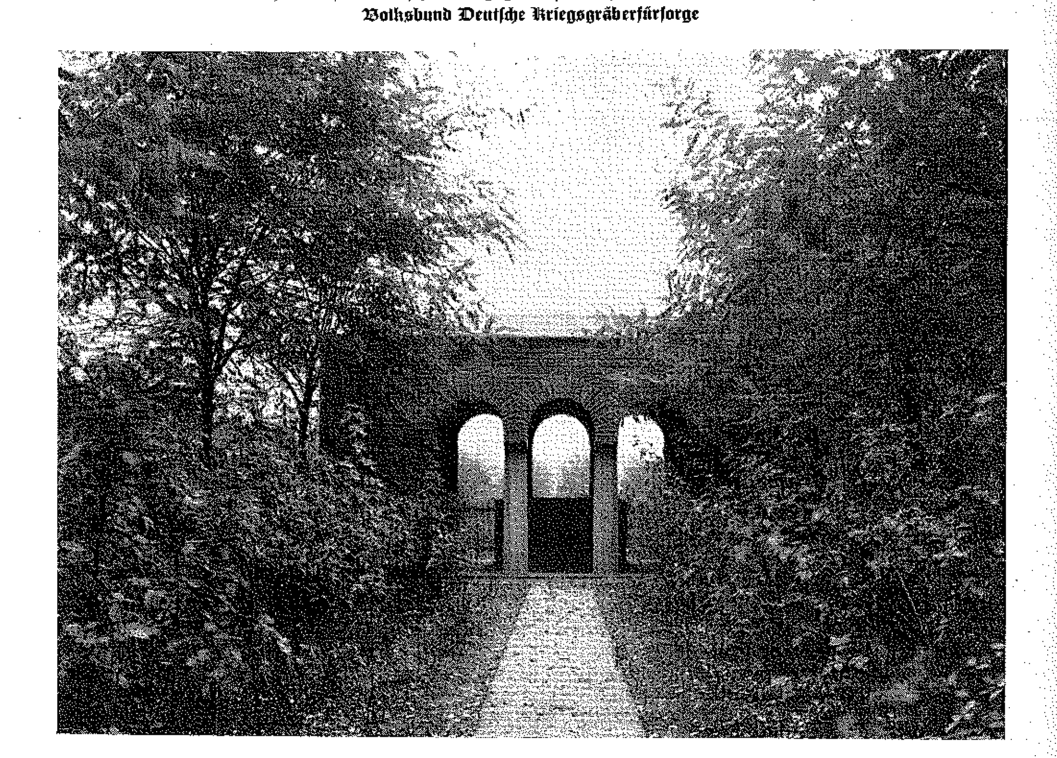
Es zeigt die Einheit der germanischen Geschichte unter deutscher Führung, daß sich das Reich der sächsischen Kaiser an mehreren entscheidenden Punkten mit den Ausläufern der nordgermanischen Fahrten berührte, die Wikinger und Waräger rings um Europa führten. Während die Sachsen mit Krieg und Heirat das griechische Reich in ihre Politik einbezogen, waren am Hofe zu Konstantinopel, das die Nordleute „Miklagard" nannten, die schwedischen Waräger als Leibgarde und später als politisch einflußreiche Berater mächtig geworden. Ihre Schiffe, die auf Strömen und Landbrücken von der Ostsee her ins Schwarze Meer gekommen waren, fuhren durch die Dardanellen ins Mittelmeer ein und kamen auch an die Küsten des alten Griechenlands. Dort haben sie im Piräus, dem alten Hafen von Athen, einem ihrer im Kampfe gefallenen Gefährten eins der merkwürdigsten Kriegerdenkmäler gesetzt, die wir kennen: sie meißelten in das Fell eines antiken Marmorlöwen ein nordisches Runenband, das ungefähr folgenden Wortlaut hat: „In Heeres Mitte ward er gefällt. In diesem Fjord ritzten Runen die Männer für Horse, den wackeren Bauern der Bucht. Schweden gruben dies auf dem Löwen ein."

Hundert Jahre später erzählt uns ein Runenstein, der in den Grundmauern des Schleswiger Domes gefunden worden ist, von dem Schlachtentod, den ein Schleswiger Wikinger bei



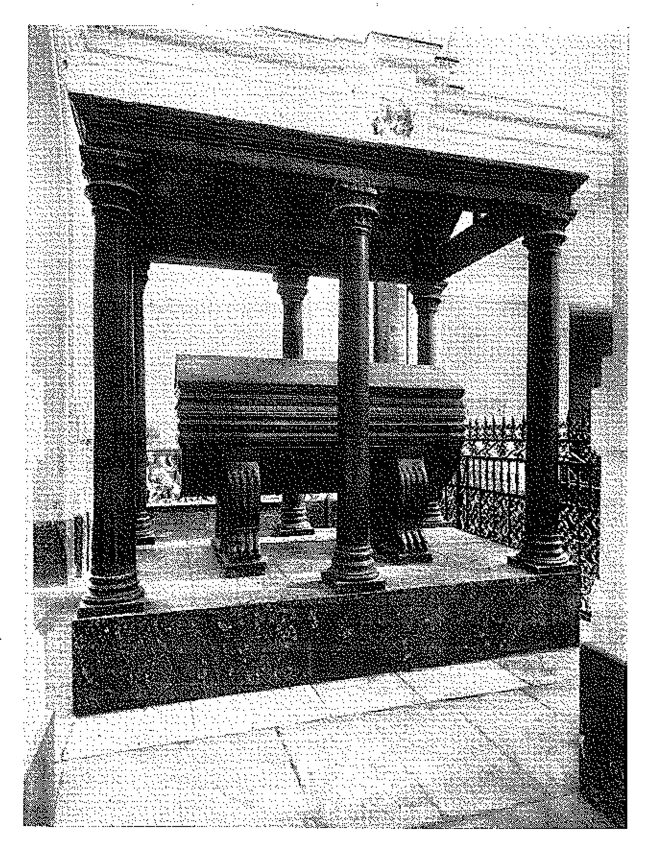
Oben: Die Totenburg deutscher Helden auf einer Bergkuppe bei der Stadt Bitolj in Jugoslawien

Unten: Gedenkhalle auf der deutschen Kriegsgräberstätte Halluin bei Lille, Frankreich, erbaut vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge





einer Kriegsfahrt nach England erlitt. Er war im Jahre 1066 mit König Harald dem Harten von Norwegen gegen England gefahren und hatte zugleich mit seinem König zu Skia (heute Skidby) auf dem Schlachtfeld von Stamfordbridge das Leben verloren. Die Nordleute wurden geschlagen, aber ihre Niederlage ermöglichte einige Wochen später dem Normannen Wilhelm den Sieg über die kampfgeschwächten Sachsen. Für Halfdan, so hieß der gefallene Wiking, errichteten seine Kampfgefährten daheim einen Denkstein, dessen (verstümmelte) Runenschrift lautet: „. . . ließ diesen Stein errichten für seinen Kameraden Halfdan, Sulkes Sohn. Er fiel in der Schlacht. Sven und Gudmund. Ritzen der Runen in England, in Skia in England liegt er begraben. Christ helfe seiner Seele."



Grabmal Kaiser Heinrichs VI. im Dom zu Palermo

Aufn. Deutsches Archäol. Institut in Rom

Als dieser Halfdan in der Sachsenschlacht fiel, waren die in Frankreich seßhaft gewordenen Normannen seit 25 Jahren erobernd in Süditalien eingefallen und begannen dort das südlichste Wikingerreich aufzubauen. Wiederum 120 Jahre später wurde der Stauffer Heinrich VI. durch Heirat der Erbe dieses Reiches, das auf den Spuren Ottos II. das letzte Ziel aller Kaiserpolitik, die völlige Beherrschung Italiens, erreichen sollte. Eine große Fahrt gegen Griechenland sollte auch das normannische Erbe des Robert Guiskard, die Wiedervereinigung der beiden altrömischen Reichsteile, vollenden. — Das südländische Fieber hat auch diese Pläne vereitelt; wenige Jahre später war der Kaiser eine Leiche. Im Dom zu Palermo steht der Porphyrsarkophag des zweiten deutschen Kaisers, der im fernen Süden in jungen Jahren im Dienste seines Landes starb. Neben dem seinen ist das Grab seines Sohnes Friedrich II., während sein Vater Friedrich Barbarossa irgendwo im Hochland von Anatolien ein unbekanntes Grab gefunden hat.

Es sind die Gräber der deutschen und germanischen Fürsten und Helden, die dort in der Fremde die Jahrhunderte überdauert haben. Aber rings um sie herum liegen die Gräber der namenlosen Streiter, die den Ruhm der deutschen Waffen bis weit über die Grenzen ihres Landes hinausgetragen haben. Sie sind die teuersten Vermächtnisse der großen Zeiten unserer Geschichte. Wenn heute der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge die Pflege all dieser Gedenkstätten in der weiten Welt übernommen hat, so knüpft er damit an eine uralte germanische Überlieferung an. So werden auch die Gräber des großen Krieges und des heutigen Kampfes um die deutsche Weltgeltung in kommenden Jahrhunderten von unserer großen Berufung zeugen; und die Deutschen in fremder Erde tragen das Erbe vergangener Jahrhunderte in die kommenden Zeiten.

Plassmann.

# Der Hirsch
## Beiträge zur Erkenntnis eines Sinnbildes

Von Volkmar Kellermann

Im Juliheft 1939 dieser Zeitschrift hat Weigel neues wichtiges Material zur Sinndeutung des Hirsches in den geistigen und sächlichen Denkmälern der Volkskunst beigebracht. Dabei geht er von den Darstellungen auf einem romanischen Taufbecken in Freudenstadt aus, das aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts stammt[1]). Das aus rotem Sandstein gefertigte Becken ist kaum in Freudenstadt selbst hergestellt, vielmehr ist es wohl in Hirsau entstanden und offenbart damit seine Beziehung zu der Hirsauer Kirche mit ihren zahlreichen wichtigen Darstellungen. Es lohnt sich, hier eine genaue Beschreibung und Abbildung der Taufe vorzulegen (Abb. 1 u. 2). Wie alle Stücke dieser Art ist auch das Freudenstadter Becken zweiteilig: Sockel und Schale sind klar voneinander getrennt. Auf den vier Ecken des Sockels finden sich dreimal Löwen dargestellt und einmal eine Menschengestalt mit außerordentlich stark zurückgebogenen Armen und Beinen. Ober- und Unterkante des Beckens sind mit je einem Rundstab abgeschlossen, die eine umlaufende Folge von Tiergestalten begrenzen. Für sich allein steht ein Hirsch, der eine Schlange am Schwanz gepackt hat und sie verschlingt. Unter dem Kopf des Hirsches ist ein Dreiblatt eingemeißelt. Die übrigen Darstellungen, die in diesem Zusammenhang nicht näher besprochen werden sollen, zeigen zwei große, mit den Hälsen ineinander verschlungene Drachen. Ein bärtiger Menschenkopf mit langem gedrehtem Haarzopf umfaßt mit seinen Armen den Hals des einen Ungetüms und den Schwanz des anderen; ein zweiter, ähnlich gestalteter Kopf ergreift mit dem Arm das bereits am Halse gepackte Tier noch am Schwanze. Oberhalb der Drachengruppe ein springendes Tier, das eine Schlange verfolgt und sie am Schwanze packt. Vor dem Kopfe des Tieres wieder ein Dreiblatt. Die dritte Gruppe zeigt zwei einander gegenüberstehende Tiere, von denen eines ein Horn auf der Stirne trägt. Der eine Vorderfuß des Einhorns wird von der noch freien Hand des zweiten Kopfes umklammert, dessen andere Hand den Schwanz des Drachen hält.

Kehren wir zur Hauptdarstellung, Hirsch und Schlange, zurück. Die später auf dem Rande des Beckens angebrachte Inschrift: Evomit infusum homo cervus ab angue venenum weist ebenso wie eine im Kirchenbuch von Freudenstadt befindliche Eintragung hierzu auf die christliche Sinndeutung der Darstellung hin:

„Gleichwie der Hirsch die Schlang verschlingt
und drauf zum frischen Wasser springt
und von dem Gift wird wieder rein:
so steht's auch mit dem Menschen fein,
dann er von Sünden wird purgiert
wann er im Tauf gewaschen wird;
dann weicht alsbald das Schlangengift
das sie uns beigebracht mit List."

Wir wollen hier einen anderen Weg der Sinndeutung gehen: Hirsch und Schlange stehen auch auf anderen Bildwerken und in mehreren Äußerungen mittelalterlichen Schrifttums zusammen. So ist in einer Initiale des Hildesheimer Albanipsalters[2]) eine ähnliche Darstellung wiedergegeben: der Hirsch, der die Schlange verschlingt. König David steht neben ihm und

[1]) Jan Fastenau: Die romanische Steinplastik in Schwaben. Eßlingen 1907.
[2]) A. Goldschmidt: Der Albanipsalter in Hildesheim.






Abb. 1. Freudenstadt, Taufbecken Aufn. d. Verf. (12)

wendet seinen Kopf aufwärts zu Jesus Christus (Abb. 3). Der merkwürdigen Verbindung von Hirsch und Schlange ist auch in den Physiologus-Handschriften in Wort und Bild Erwähnung getan (Abb. 4). So heißt es[3]): „Wenn dieser (der Drache = Schlange; zu dieser Gleichsetzung vgl. Stjerna[4]) vor ihm flieht und sich in einem Erdspalt versteckt, so nimmt der Hirsch Wasser aus einer Quelle und speit es hinein, wodurch der Drache herausgetrieben wird und er ihn töten kann." Am deutlichsten wird aber der Sinn der Darstellung durch die Mitteilung der hl. Hildegard von Bingen[5]):

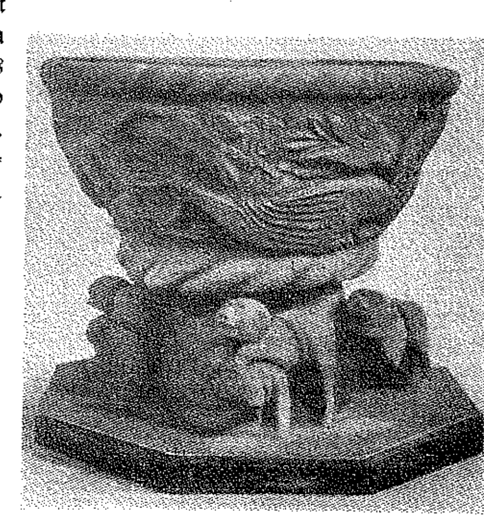


Abb. 2. Freudenstadt, Taufbecken

„Der Hirsch hat eine jähe Wärme in sich, ist mehr warm als kalt, ist zahm und weidet reine Kräuter. Sein Fleisch ist Gesunden und Kranken zuträglich. Wenn er merkt, daß die Sprossen seines Geweihes nicht wachsen wollen, so weiß er, daß er trocken und ungelenk zu werden beginnt. Dann steigt er in einen Fluß und zieht den aufsteigenden Dampf in sich hinein und weidet beim Hinausgehen ihm zuträgliche Kräuter ab, sucht einen Ort, wo er einen Unk (= Schlange) findet, und wenn er diesen gefunden hat, schreit er laut, weil er von diesem Unken sehr ermüdet ist, denn dieser schickt ihm seinen Gifthauch aus. Der Hirsch nun erhebt immer mehr und mehr seine Stimme und macht das Maul weit auf, und dann springt der Unk, gleichsam von Zorn ermattet, hinein und kommt in seinen Bauch. Sowie der Hirsch das merkt, eilt er zu einem Queckbrunnen (!), von dem er weiß, daß er alle Fäulnis und alles Gift entfernt, und von diesem trinkt er maßlos Wasser, so daß der Unk in seinem Bauche ertrinkt. Danach sucht er abführende Kräuter, die er abweidet, so daß der Unk mit dem Tranke abgeht. Wenn nämlich das Gewürm nicht abginge, würde er an diesem Gift zugrunde gehen. Danach beginnt er kraftlos zu werden, sucht aber nachher ein

[3]) Lauchert: Geschichte des Physiologus, 1889, S. 31.
[4]) Knut Stjerna: Drakskatten i Beowulff, Fornvännen I, 1906, S. 119 ff.
[5]) Ida Mueller: Der Hirsch mit der Pflanze im Maul, Bayerischer Heimatschutz 25, S. 40—43.



Abb. 3. Initiale aus dem Albanipsalter

Tal mit vorzüglichen Kräutern auf, welche ihm die Gesundheit wiederbringen, und verbringt hier einen Monat in Ruhe, und hier fallen ihm die Geweihe und die Haare aus und darauf beginnt er, sich etwas zu erholen. Danach geht er wieder zum besagten Queckbrunnen und trinkt hier nur mäßig, und wenn noch etwas Schlechtes in ihm zurückgeblieben wäre, so wird es hier leicht purgiert und dann frißt er nochmals die oben erwähnten Kräuter und nun beginnt er völlig zu genesen . . ."

Hier wird der Inhalt der Darstellungen deutlich: der Hirsch verjüngt sich mittels der Schlange, die durch seinen Leib geht. Ebenso wie diese alljährlich die Haut wechselt und „unsterblich" wird, wirft der Hirsch sein Geweih ab und erscheint damit als neu geboren. Ähnliches scheint in einer schwedischen Münze sowie der Zier eines russischen Metallbeckens zum Ausdruck gebracht worden zu sein (Abb. 5). Wir müssen aber, um größere Klarheit zu gewinnen, uns nun den einzelnen Gestalten dieser Berichte zuwenden und stellen vorerst fest, daß folgende Dinge eine wichtige Rolle spielen, die einzeln betrachtet werden sollen: Hirsch, Pflanze, Schlange, Quelle.

## 1. Hirsch

Zuerst eine Reihe von Darstellungen des Hirsches: recht häufig erscheint er auf Baulichkeiten, besonders der romanischen Zeit. Wir finden ihn springend in Brenz auf den Rundbögen der mittleren Chorapsis, zusammen mit allerlei Darstellungen, deren Deutung noch nicht gewagt werden kann: schreitender Löwe, Schwein, Ungeheuer mit einem Menschen im Rachen, Mann, der einen Hund an der Leine führt, bärtiger, auf einem Throne sitzender Mann, katzenartiges Tier und Adler. Er erscheint ferner auf einem Bogenfries der Johanniskirche in Gmünd zusammen mit einem dudelsackblasenden Männlein, Löwen, zwei Adlern und einem

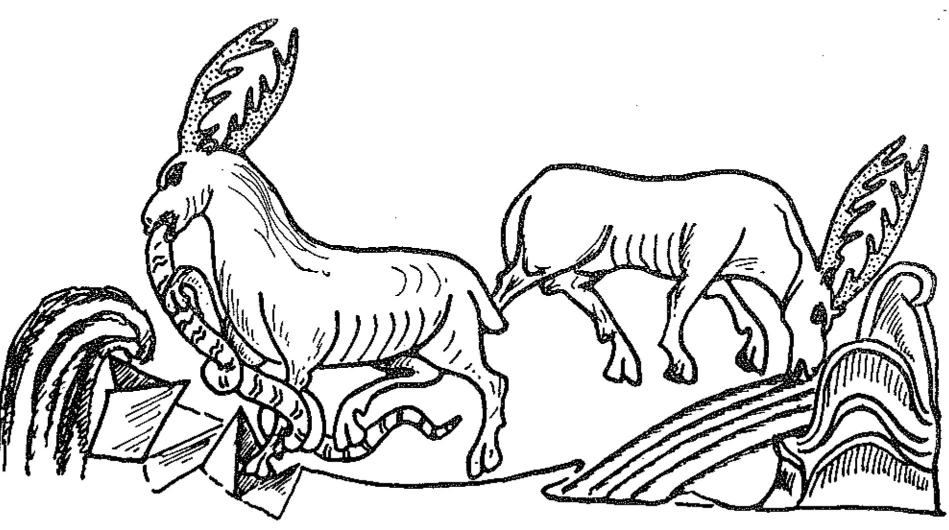


Abb. 4. Göttweiher Physiologus-Handschrift







Abb. 5. Björkö, Uppland, Münze

hockenden nackten Männlein. Ebenso auf einem Nebenportal der Pfarrkirche in Engen, auf der Apsis der Stiftskirche Königslutter, an der Westwand der Gernroder Stiftskirche und auf einer ganzen Anzahl von Taufsteinen, so in Hadersleben und Skrydstrup auf zwei sehr ähnlichen Denkmälern zusammen mit Schweinen, Löwen und Drachen.

War hier der Hirsch nur in losen Zusammenhang mit den übrigen Darstellungen gebracht, so ist er in der nun folgenden Gruppe der Hirschjagden in einer geschlossenen Bilderfolge dargestellt. Die bekannteste ist wohl das Bild von San Zeno in Ravenna, das Dietrich von Bern als Hirschjäger zeigt. Die Umschrift verrät, daß der Hirsch hier als Geleittier in die Außenwelt (christlich umgeformt = Hölle) gilt, wie ähnliches in zahlreichen Märchen, Sagen und Mythen aus dem gesamten indogermanischen Raum deutlich zum Ausdruck kommt.

Die Gesta Romanorum berichten[6]) von einem Ritter, dem ein tyrannischer Herr aufgab, ihm ein schwarzes Roß, Hund, Falken und Horn für die Jagd zu verschaffen. Verzweifelt macht sich der Ritter auf den Weg und trifft einen alten Mann, der an einer Grube sitzt und ihm den Weg zu einer schwarzen Burg weist. Mit Hilfe eines Stabes, den er von dem Alten erhält, findet der Ritter die Burg, bekommt die gewünschten Dinge und bringt sie seinem Herrn. Wenig später wird dem Tyrannen von einem besonders großen Hirsch berichtet, der in der Nähe des Schlosses gesehen worden sei. Er macht sich mit seinen schwarzen Tieren und dem Horn an die Verfolgung. Der Hirsch aber rannte „gerichts" in die Hölle, der Herr ihm nach und ward niemals mehr gesehen. — Deutlich wird hier, wie der Ritter durch den Stab, den er von dem alten Manne erhält, den Weg in die Außenwelt findet. Später erscheint der Hirsch als ein Bote dorther (vielleicht als Verwandlung des Alten) und bringt den Tyrannen, der sich durch den Erwerb der schwarzen Geschenke der Außenwelt verschrieben hat, in die „schwarze Burg", die als ein Sinnbild der Außenwelt zu werten ist[6a]).

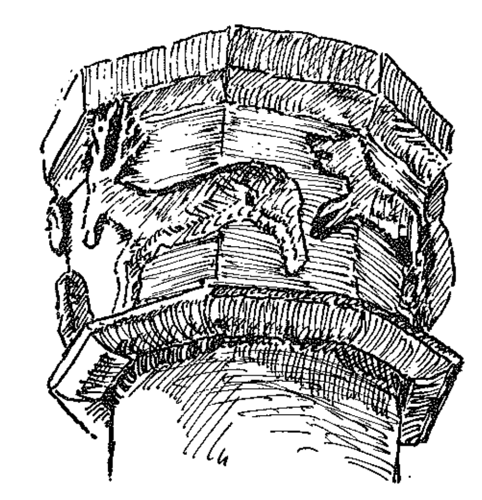


Abb. 6. Von einem Säulenkopf der Kirche auf dem Michelsberg, Kleebronn

Ähnliches ist in der Geschichte der Freiherrn von Zimmern berichtet[7]): Der Freiherr Albrecht von Zimmern kam eines Tages im Gefolge seines Königs zu einem Grafen Erchinger. Nahe am Schloß des Grafen befand sich ein Gehölz, in dem ein Hirsch lebte, der aber nicht zu fangen war. Eine große Jagd wird abgehalten, an der auch Albrecht teilnimmt. Er kommt jedoch vom Wege ab und sieht plötzlich jenen gewaltigen Hirsch, dem er lange folgt, ohne ihn jedoch erreichen zu können, und der

[6]) Kap. 53.

[6a]) Wie diese Außenwelt beschaffen ist und wofür der Hirsch Sinnbild wurde, zeigt z. B. die Arbeit von Kuhn: Der Schuß des wilden Jägers auf den Sonnenhirsch (Zeitschrift f. dtsche. Philologie I, S. 89—119).

[7]) Grimm: Deutsche Sagen, 534.



Abb. 7. Vom Kreuzpfeiler in Darre

endlich spurlos verschwindet. Statt seiner steht im gleichen Augenblick ein Mann von schrecklicher Gestalt vor ihm, der ihn aus dem Wald herausführt und auf ein Schloß bringt. Auf dem Wege dorthin warnt er Albrecht, mit den Leuten im Schloß, die keinen Laut von sich geben werden, nur ein Wort zu wechseln, und führt ihn dann in den Festsaal, wo ein Fürst mit seinem Gefolge an der Tafel sitzt. Alle erheben sich, wie um Albrecht zu begrüßen, setzen sich wieder und tun so, als ob sie äßen und tränken. Albrecht steht lange da und sieht ihnen zu, endlich bedeutet ihm sein Begleiter, er möge sich nun seinerseits verbeugen; darauf erheben sich die anderen wieder, sprechen aber auch jetzt kein Wort und setzen sich wieder. An der Schloßtreppe erhält Albrecht sein Pferd wieder und wird in den Wald zurückgeführt. Auf seine Frage, wer diese Leute gewesen seien, antwortet der Begleiter, es sei Albrechts verstorbener Vaterbruder mit seinen Räten, die das Volk sehr bedrückt hätten. Ihm sei dies gezeigt worden, damit er nicht in ähnliche Sünde falle. Damit verschwand er. Später ließ der Freiherr hier eine Kirche erbauen. Diese Geschichte soll sich im Jahre 1154 zugetragen haben.

Auch hier erscheint der Hirsch und seine spätere Verwandlungsform, der (ungewöhnlich aussehende) Mensch, als Geleitwesen in die Außenwelt.

Ähnlich berichtet die späte isländische Sage[8]) von der Verfolgung des Hirsches durch Odin, der von Hönir und Loki begleitet wird. Der Hirsch lockt sie in eine entlegene Gegend (die Außenwelt), wo sie zur Hulda kommen, die oft an Stelle der Hel tritt. Wie in der Grimmschen Sage, so wird auch hier die Außenwelt durch das Totenreich dargestellt.

Entsprechendes zeigt die indische Mythologie[9]):

Marîca, der von einem Dämon besessen ist, wird auf Befehl Râvanas, des Königs der Ungeheuer, in einen goldenen, silbergefleckten Hirsch verwandelt, der vier mit Perlen geschmückte Hörner hat und eine Zunge so rot wie die Sonne (!). Er verleitet Râma, ihn zu verfolgen, um das silberfleckige Fell zu bekommen, das zu besitzen Sîtâ den Wunsch geäußert hat. Im weiteren Verlauf gelingt es Râvana, Râma und dessen Bruder Lakshama von Sîtâ zu trennen, obwohl Lakshama sie nur ungern verläßt, weil er richtig annimmt, der Hirsch sei nur eine Erscheinungsform des Marîca, der als Hirsch schon viele andere Fürsten, die ihn gejagt, ins Unglück stürzte.



Abb. 7a. Kirche in Burg, Insel Fehmarn

Die Beziehung des Hirsches zum Totenreich bzw. seine Verwandlung in den „Totengott" erscheint auch in der Schweizer Sage.

[8]) Huldasaga; Müller: Sagenbibliothek 363—366.
[9]) Râmayana III, 40, 48, 49; vgl. Angelo de Gubernatis: Die Thiere in der indogermanischen Mythologie, Leipzig 1874, S. 404 ff.



Es folgt der Bericht von Rochholz[10]):

„Unter der Landbevölkerung von Schinznach und Brugg, soweit sie dem linken Aarufer und den nächsten Jurahöhen angehört, hört man jetzt noch den Tod Alahirzi nennen, in nachlässiger Aussprache auch Alehizzi. — Was ist das nun für ein Hirsch? Das Volk im Jura wird darauf antworten, der „Holzhirzi", also jener die Seelen in den Wald abholende Todesgott. — Daß nun der Todesgott früherhin ein Holzhirsch genannt war, das erweist sich aus dem Totentanz der Brüder Conrad und Rudolf Meyer, Zürich 1650. Daselbst auf Blatt 53 fährt der Todesgott auf einem Wagen, dem zwei Hirsche vorgespannt sind, dem nahen Walde zu."

Diese Sage leitet über zu den Berichten, die den Hirsch mit der wilden Jagd in Verbindung bringen, und die auch in zahlreichen biblischen Darstellungen ihre Ergänzung finden.

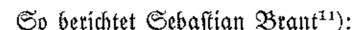


Abb. 8. Brakteat von Skrydstrup

So berichtet Sebastian Brant[11]):

„. . . nachdem was ein ander Julianus, der was auch ein dwisten. Und zu einer zyt jagt er einen hirtz und was die wyl nyemand by im weder hund noch Knecht. Do kert der hirtz seine hörner gegen im und sprach mit menschlicher stimm: ‚Juliane, warum jagest du mich? Du würdest deinen vatter und deine mutter zu tod schlahen.' Da erschrak er ser und schied gar trauriglich von im."

Wer dem Hirsch folgt, gelangt in die Außenwelt und vermag vieles zu vollbringen, was ihm sonst unmöglich war. Aber oft auch geht er dorthin, ohne zurückzukehren[12]):



Abb. 9. Brakteat aus Schonen

Herzog Carl von Zabern springt auf der Jagd mit seinem Pferd einem Hirsch in den Abgrund nach, wo beide glücklich ankommen, ebenso setzt Graf Anselm von Rappoldstein einem Hirsch nach glücklich über einen Abgrund hinweg. Ein schwarzer Hirsch (der Teufel) lockt den Grafen von Wildenstein zu einem gleichen Sprung, doch der Graf zerschmettert in der Tiefe[13]). — Das uralte Bergwerk von Lüderich wurde von Heiden betrieben, die mit Hilfe des Teufels große Schätze aus dem Berge hoben. Sie lebten in Saus und Braus. Da erschien eines Tages ein Hirsch von „ungewöhnlichem Aussehen", der in einen Schacht des Berges

[10]) Rochholz: Schweizersagen aus dem Aargau, Bd. II, Nr. 413a. Vgl. hierzu auch: Losch: Balder und der weiße Hirsch, Stuttgart 1892, S. 165—175 (Losch I).
[11]) Leben der Heiligen, II. F. m. 145b.
[12]) Wolf: Beiträge z. dtsch. Mythologie I, S. 105.
[13]) Vgl. Simrock: Bertha die Spinnerin, S. 81 ff.

ging. Neugierig folgten die reichen Heiden dem Tier. Da fiel der ausgehöhlte Berg ein, und viele kamen um[14]). — Der Jäger Konrad (kuornle) bei Hall hatte seine Seele dem Teufel verschrieben. Dafür sollte er alles treffen, was ihm vor den Lauf kommt. Eines Tages wurde ihm mitgeteilt, unter einer nahen Eiche liege ein prächtiger Edelhirsch im Verenden. Aber er fand das Tier dort nicht; nur der Boden war zerstampft. Da folgte er allein den Spuren in den Wald. Bald hörte man ihn jämmerlich schreien, und als man hinzueilte, fand man nur noch eine Blutlache. Seit dieser Zeit jagt er oft bei Nacht in seinem heimatlichen Wald[15]). — Der Ritter von Mespelbrunn jagte im Wald. Da flehte ihn ein Bettler an um eine Gabe, wurde aber schroff abgewiesen. Wenig später, als der Ritter ganz allein einen Sechzehnender verfolgte, verschwand dieser plötzlich im finsteren Wald, gleichzeitig rissen alle Riemen am Geschirr des Pferdes. Da erschien wieder der Bettler und ersetzte durch seine Binde die zerrissenen Riemen. Nach einer Warnung an den Ritter verschwand er[16]).



Abb. 10. Runenstein von Hagunda

Ebenso gehört in diesen Zusammenhang eine Reihe von Volksmärchen, die von der Verwandlung des Königssohnes in einen Hirsch berichten[17]): Ein Prinz ist mit seinem gesamten Gesinde und seinem Schlosse verwandelt worden (in die Außenwelt entrückt); er selbst zu einem Hirschen. Als solcher klopft er nachts an die Tür einer Hütte. Nachdem er das erste Mal davongejagt worden war, nimmt er in der nächsten Nacht das „Aschenbrödel" auf seinen Rücken mit sich fort und bringt sie in das verzauberte Schloß Dadurch, da sie ungehorsam ist und die dritte Tür aufschließt, erlöst sie Herrn und Gesinde.

Das verzauberte Schloß kann nur gefunden werden durch den Hirsch, der den Erlöser selbst in die verwandelte Welt, die zur Außenwelt geworden ist, bringt. Hier gelingt die Erlösung durch Übertretung des Gebots, gegen das der Erlöser, als von dieser Welt stammend, gefeit ist. Gerade durch die gegen das Gesetz verstoßende Handlung wird der Anstoß zur Erlösung und der Rückkehr in die Innenwelt gegeben.

Eine ganze Reihe von bildlichen Darstellungen zeigt die Hirschjagd, von denen das Bildwerk von San Zeno schon oben besprochen wurde. Wenn auch die Art der Wiedergabe oft durchaus nicht auf eine glaubensmäßig bedeutsame Handlung oder ein Sinnbild schließen läßt — es hat vielmehr den Anschein, als handle es sich um eine ganz profane Jagdszene —; so gibt doch der Ort der Anbringung (Kirchenmauern, Taufsteine, Brakteaten) einen Hinweis und unverrückbaren Beleg.

Wir wollen zunächst eine Jagddarstellung von der Johanniskirche in Gmünd betrachten, ich erinnere hierbei an die Abbildung der Kirchentür von Rogslösa[18]), eine ähnliche findet sich über dem Portal des Karners in Mödling (N.-Ö.). Die Hirschjagd ist auch wiedergegeben auf den neuentdeckten Deckenmalereien des wundervoll erhaltenen Kreuzganges im Schleswiger Dom. Ein Säulenkopf auf dem Michelsberge in Kleebronn zeigt ebenfalls die Hirschjagd (Abb. 6). Jung[19])

[14]) Deutscher Sagenschatz: Zaunert, Rheinlandsagen I, S. 208 ff.
[15]) Deutscher Sagenschatz: Schwaben, S. 22 ff.
[16]) Wolf: Beiträge z. dtsch. Mythologie II, S. 425.
[17]) Nordische Volksmärchen I, Nr. 2 (Diederichs-Verlag).
[18]) Kellermann in „Germanien" Heft 1, 1938.
[19]) Jung: Germanische Götter und Helden, II. Aufl., S. 77.



deutet dies Bildwerk in Zusammenhang mit der gegenüberliegenden Säule als die sinnbildliche Wiedergabe des Schicksals der Verdammten, während das Gegenstück die jubilierenden Seligen zeigt. — Einer der irischen Kreuzpfeiler, von denen das Gosforth-Kreuz mit Darstellungen aus dem Ragnarök das bekannteste ist, das Kreuz von Dacre, gibt ebenfalls ein abgekürztes Jagdbild (Abb. 7); wenn wir das darüberstehende Menschenpaar in Beziehung hierzu setzen, so würde dies ebenfalls eine heilbringende Bedeutung des Hirsches bezeugen (vgl. Hirsch und Menschenpaar im Boot, Kellermann a. a. O.). Die unter dem Hirsche sichtbare, aber durch einen Balken von der oberen Gruppe getrennte Szene: Adam und Eva unter dem von der Schlange gehüteten Paradiesbaum, ist anscheinend ohne Beziehung zu den oberen Bildern[20]). Die Hirschjagd ist schließlich noch wiedergegeben auf der Felszeichnung von Marsleberg und einem der Steine von Hornhausen.

In gewisser Hinsicht ist auch die außerordentlich aufschlußreiche Darstellung in der Kirche von Burg auf Fehmarn hier zu erwähnen (Abb. 7a)[21]). Unter der „Maske" eines Bildwerks vom hl. Georg ist hier ein Bildwerk entstanden, das zwei zusammengehörige Sinnbilder, Hirsch und Schlange (in der Form des Drachen), vereint zeigt als Drache mit Hirschgeweih. Wir werden später bei den Betrachtungen über die Schlange noch darauf zurückkommen.

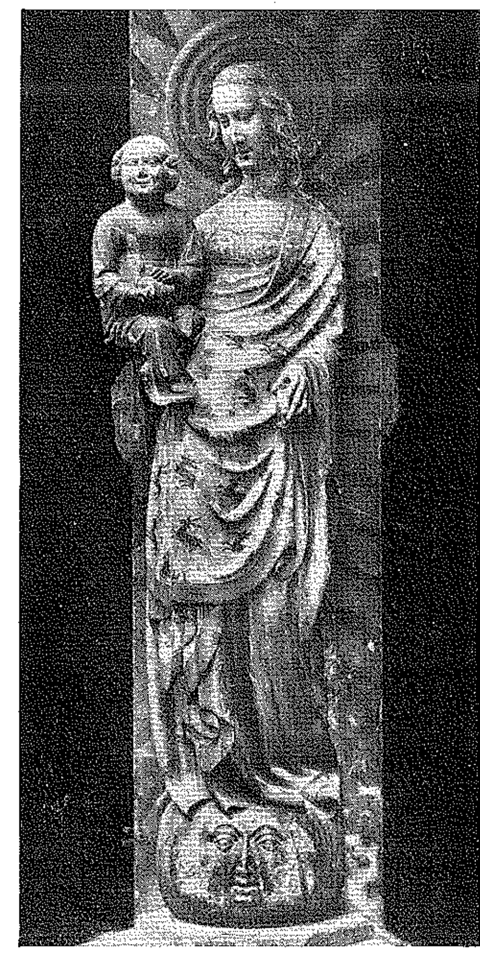


Abb. 11. Hirschmadonna von 1370, Erfurt

Hirschjagd und Schlange erscheinen auch gemeinsam auf einem Brakteaten, den Nowotny[22]) in diesem Zusammenhang letzthin veröffentlichte, der aber bereits 1870 in Verbindung mit dem auch von N. abgebildeten Runenstein von Hagunda, Balingstads Sogn, Uppland (Schweden) besprochen wurde[23]). (Abb. 8 bis 10.)

Nowotny geht aus von dem Brakteaten Nr. 18 von Skrydstrup (Nordschleswig), der einen Mann mit zum Mund geführter Hand, einen zähnefletschenden Vierfüßler und einen vom Manne fortgewandten Hirsch, eine Schlange zu Füßen, auf der Mittelplatte zeigt. Dazu die Runeninschrift: laukaR alu. Er stellt das Stück zusammen mit einigen anderen Brakteaten, so dem aus Schonen (Nr. 19) mit der Umschrift: laþu laukaR ga(u)kaR alu und dem Stück von Nebenstedt bei Dannenberg (Hannover) mit den Runen: gléaugiR nén ruR. — Die hier von N. angedeutete Gruppe ließe sich noch um einige andere Brakteaten erweitern: so das Stück von Allesø auf Fünen (lauz oþa zluteaþl) und den Br. 102 aus Darum (Nord-

[20]) Reitzenstein in „Vorträge der Bibl. Warburg" 1923/24, S. 162 ff.
[21]) Haupt: Bau- und Kunstdenkmäler Schleswig-Holsteins.
[22]) Nowotny: Mannus 1938, S. 210 ff.
[23]) Nybeck: Svenska Run-Urkunder Nr. 76, Aarbøger 1870, S. 403.

jütland) wieder mit der Lauchformel. Ein Brakteat des 6. Jahrhunderts von Poysdorf (Niederösterreich), Grab 4, zeigt ebenfalls den Hirsch mit zurückgewendetem Kopf, allerdings ohne Umschrift[24]). — An Hand der Darstellungen auf den Brakteaten und einer eigenwilligen Deutung der Umschriften kommt N. zu dem Ergebnis, daß es sich hier um Wiedergaben der wilden Jagd handelt. Diese Deutung ist m. E. nur von bedingter Richtigkeit, besonders, was die Lesung der runischen Umschrift anbetrifft. Nowotny liest:

laþu = Ladung, Gastmahl, Kennwort für Odin
laukaR = Lauch, Kennwort für Hirsch
ga(u)kaR = Kuckuck, Kennwort für Odins Raben
alu (= halu) = Wolf als Reittier des Trollweibes.

Demgegenüber stehen die Deutungen, die Krause[25]) und Arntz[26]) geben:

Krause liest: laþu = Ladung übersinnlicher Mächte (Zitation)
laukaR = Lauch, allgemein Gesundheits- und Gedeihensformel
gaukaR = Gutzgauch, Kuckuck, Frühlingsvogel, Weisheitsvogel
alu = Abwehr;

Arntz liest: laþu = Ladung, Herbeizitieren, zu germ laþo = Ladung, vgl. ahd. ladunga (S. 60)
laukaR = gedeihen (von Lauch)
gaukaR = Kuckuck, Totenvogel
alu = Abwehr, zu agſ. ealgian = schützen, vgl. griechisch ἀλέξω = Unheil abhalten (S. 58).

Die hier gegebene Zusammenstellung zeigt in den Deutungen von Arntz und Krause eine viel einfachere und klarere, dem eigentlichen Sinn der Worte gemäßere Übersetzung, als bei Nowotny. Wobei unterstrichen werden soll, daß die angegebenen Brakteaten als solche sicherlich zu der wichtigen Gruppe von Denkmälern gehören, die uns hier beschäftigt, und in deren Zusammenhang sie N. bereits stellte.

Zum Schluß dieses Abschnittes sei noch eine Darstellung nachgetragen, die, ganz allgemein auf den Hirsch bezüglich, seine bedeutsame und heilbringende Stellung betont: die Erfurter Madonna (Abb. 11), deren Gewand mit springenden Hirschen gemustert ist, ein Einfall des Meisters, der sicher nicht zufällig ist.

[24]) Tracht und Schmuck, Bd. I, S. 152 u. Abb. 157 (Beninger: Die Langobarden).
[25]) W. Krause: Was man in Runen ritzte, S. 28.
[26]) W. Arntz: Die Runenschrift, Halle 1938, besonders S. 58/59.

(Schluß folgt)

---

**Volkstum ist der wahre Völkermesser der Größe, die richtige Völkerwaage des Werts. Es setzt den Staat voraus, aber nicht umgekehrt jeder Staat das Volkstum. Staat ist das Grundgestell des Volks, die stehende äußere Befriedigung vom Volkstum. So wie es taube Nüsse gibt, so gibt's auch taube Staaten, und ohne Volkstum taube Völker.**

**Friedrich Ludwig Jahn**

---



# Über Hörzeichenketten der Germanen

## Von Hans Joachim Moser

Wilhem Teudt schreibt in seinem Buch „Germanische Heiligtümer" (Jena 1929) S. 135 im Zusammenhang mit den von ihm aufgezeigten Nord- und Ostlinien über Bergeshöhen hinweg, die offenbar neben kultischer Bedeutung auch Lichtwarnstellen unserer Altvordern gewesen sind: „Ein höchst auffälliger Name ist auf der Tönsberglinie noch die ‚Flötepfeife' als Bezeichnung eines Geländepunktes, an dem sich jetzt zwei Häuser befinden. Wenn es uns als selbstverständlich erscheint, daß von den für die Feuerzeichen bestimmten Warten zugleich auch Hörsignale für die nahwohnende Bevölkerung ausgegeben wurden, dann ist es keine gewagte Vermutung mehr, daß die Wärter dieser Station einst durch Pfeifen ihre Leute zu benachrichtigen pflegten. Bei der Flötepfeife erinnern wir uns an das Beispiel Nr. 17 mit seiner ‚Sackpfeife'. Kein Zweifel, daß allerlei Erklärungen dieses für einen der höchsten Berge (674 m) des Sauerlandes doch recht komischen Namens im Schwange gehen. Aber die richtige Erklärung, die mit der alten Bedeutung des Berges als Kult- und Signalstätte zusammenhängt, wird schon vor vielen Jahrhunderten mit Sorgfalt" (d. h. kirchlicherseits als ‚heidnischer' Rest) „beseitigt worden sein. Wer dächte nicht daran, daß die findigen Signalwärter dieser Stätte, um von dem hohen Berge aus Hörsignale abgeben zu können, zu dem Hilfsmittel des Blasebalgs gegriffen haben, wodurch sie Sirenentöne mit sehr großer Tragweite abgeben konnten? Über die bisherige Erklärung des Namens Sackpfeife ist auch bei X. und Y. nichts in Erfahrung zu bringen." In entsprechendem schlesischem Zusammenhang nennt Teudt einen Punkt „Klapperkapelle", nachdem er darauf hingewiesen hat, daß Kapellen, Kirchen, Kalvarienwege mit Vorliebe auf die Stellen ehemaliger vorchristlicher Gottesverehrung verlegt worden sind; da hätte sich hier also ehedem wohl eine zusammengenagelte Holzglocke dem Warndienst eingeordnet, der ausgezeichnet geklappt haben muß, da bei den unvermuteten Römereinfällen des Germanicus usw. die militärischen Gegenschläge mit großen zusammengerufenen Wehrverbänden überaus rasch erfolgt sind.

Es fragt sich nun, ob von musikwissenschaftlicher Seite zu diesem Teudtschen Gedanken etwas für oder wider beigebracht werden kann.

Den Begriff „Sirene" wird man wohl auszuschalten haben, da er — wenigstens am heutigen technischen Sinn — eine Tonquelle meint, die als rasch rotierende Lochscheibe wirkt, eine Schallerzeugungsart, die in ihren verschiedenen Abarten und Wendungen erst der neueren Physik (Savart, Seebeck, Cagnard-Latour) entstammt. Von dieser kleinen Worteinschränkung abgesehen, ist Teudt aber wärmstens beizupflichten; ja das von ihm hellsichtig Erschaute läßt sich noch wesentlich ausbauen und verdeutlichen. Zunächst ist die Anzahl der einschlägigen Bergbezeichnungen leicht zu vermehren. Hier sei nur die oberhessische ‚Sackpfeife' bei Biedenkopf genannt (654 m), ferner im Kanton Bern westlich Thun die ‚Pfeife' (1637 m), und es sei im Vorbeigehen darauf hingewiesen, daß das Gasthaus „Zum Schützen" in Weißenfels, in dem Heinrich Schütz seine Kinderjahre verlebte, ursprünglich „Zur Sackpfeife" geheißen hat (was in diesem Fall aber bloßes Hauszeichen bedeutet haben kann). Dann werde in Pommern auf den ‚Trommelberg' südsüdöstlich von Schievelbein hingewiesen, auf den ‚Glöckelberg' auf der uralten Böhmer-Wald-Grenze zwischen Passau und Krumau, während der Glockenkogel und der Großglockner wohl von der Glockengestalt ihres Umrisses her benannt sein werden. In diesem Zusammenhang verdienen auch die Berge mit „Horn-" Aufmerksamkeit. Das Finsteraarhorn und das Nebelhorn heißen zwar gewiß nach der hornförmigen Felsschroffe, die sie gen Himmel recken, aber der Hornberg bei Ellwangen, der bei Karlsbad, bei Mährisch-Trübau, das Hornbühel und der Hornwald bei Gottschee, der Grenzacher Hornfels im Markgräflerland u. a. m. wären eher auf unser Thema hin zu untersuchen.

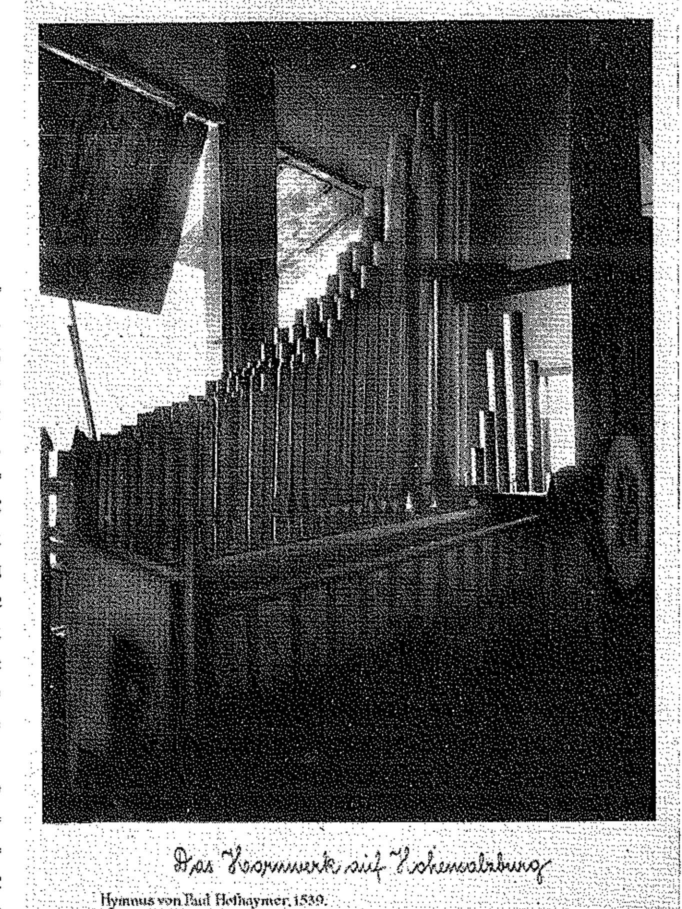
Dies nämlich scheint mir die große Bestätigung für Teudts Deutung der Sackpfeifenberge zu sein: Tatsächlich haben sich alte Fernrufinstrumente auf Blasebälgen bis in die Gegenwart hinein in der Ostmark erhalten! Aug. Wilh. Ambros sagt im zweiten Band seiner „Geschichte der Musik“ (1864) S. 269: „In alter Zeit diente das ‚Hornblasen‘ auf einem Orgelwerk an vielen Orten statt des Glockengeläuts.“ Und er fügt in einer Fußnote hinzu: „Ein solches Hornwerk findet sich noch im Kloster Heiligenkreuz in Unterösterreich. Es gibt den C-Dur-Akkord an und ist auf weite Strecken zu hören.“ Da haben wir also die „auf einen Blasebalg“ (denn das ist im wesentlichen das ‚Orgelwerk‘) „gestellten Pfeifen“, die in diesem Sinn „Sackpfeifen“ heißen dürfen. So ist auch noch auf vielen älteren Kirchenorgeln eine bestimmte Art von Register als „Hornwerk“ bezeichnet, nämlich das „Cornett“, d. h. eine den Klang des alten Zinken nachahmende Zungen- oder Schnarrstimme, also kein Flötenwerk. Daß das Werk von Heiligenkreuz (ich weiß nicht, ob es heut noch besteht) einzig den C-Dur-Dreiklang hören ließ, der ohnehin im nordischen Tonsystem tief verwurzelt ist, erscheint als sehr altertümlich, wenn man bedenkt, daß von da aus sich noch weit künstlichere Instrumententypen, nämlich Stiftwalzenorgeln mit vielen Pfeifen für mehrstimmige Musik, entwickelt haben.

Dazu sagt 1875 das „Musikalische Konversationslexikon“ von Mendel und Reißmann, Bd. 5, S. 306 im Anschluß an das genannte Orgelregister: „Den Namen Hornwerk führte auch eine besondere Art selbständiger orgelartiger Pfeifenwerke, wie dergleichen eines auf der Höhe des Schlosses zu Salzburg, gegen die Stadt zu hervorragend, sich befand. Es bestand aus einer großen, aus Subbaß und Prinzipal, Oktav, Quint und Superoktav kombinierten Mixtur und wurde durch ein Walzenwerk getrieben. Früher spielte es alle Morgen und Abende, seit lange und bis zuletzt allerdings nur ein einziges Stück, bis ihm durch Reparatur noch elf andere Stücke hinzugefügt worden sind.“ Hier sei das heute noch von Fremden vielbewunderte Turmwerk von Hohensalzburg in der Abbildung und unter Hinzufügung eines der erklingenden Stücke vorgeführt. Einige der Sätze sollen auf Leopold Mozart zurückgehen, andere auf den großen Orgelmeister Maximilians I. zu Beginn des 16. Jahrhunderts, Paul Hofhaimer, der das schon aus Alter verfallene Werk erneuert hatte. Der „Hymnus“ gehört stilistisch zu seinen Horaz-Oden-Sätzen, die zwei Jahre nach seinem Tode († 1537) erschienen[1]. Gewiß ist die Veste Hohensalzburg in alter Zeit Stätte religiöser Verehrung gewesen (daher trägt sie heute das Nonnenkloster Nonnberg), und es wird von ihrer germanischen Warnorgel gewiß eine Beziehung zum Untersberg gehen, in dem angeblich Karl der Große (Wodan) schlummert — eine der Sagen aus dem Bereich des Kyffhäuser und des Hörselbergs.

Doch die Hornwerke waren noch viel zahlreicher auf Schloßbergen der Ostmark zu finden. Wenn die Witwe des trefflichen Klagenfurter und Laibacher Organisten Isaac Posch kurz nach 1600 den hohen Betrag von 100 Mark von den Kärntner Ständen erstattet bekommt, weil ihr verstorbener Gatte „das große Horn“ hergerichtet habe, so kann das auch nur auf ein Hornwerk gehen — andere, mit dem Mund angeblasene Hörner waren damals nicht den zwanzigsten Teil der Summe wert. Und auf dem Schloßberg in Graz hatte man ein berühmtes Hornwerk, genannt „Das steirische Horn“, das in der lutherischen Epoche der Residenz das Lied von der Festen Burg allabendlich über die Stadt hinschmetterte. Daß es nach der Gegenreformation selbstverständlich „andere Wort und Weisen fand“, kann man schon aus einer Klaviersuite des Wiener Hofcembalisten Alessandro Poglietti entnehmen (er fiel bei der Türkenbelagerung 1683), der in einer Variationenkette zu Ehren der Gemahlin Kaiser Leopolds I. auch dem „Steirischen Horn“ ein Sätzchen gewidmet hat. Diese Beispiele werden genügen, damit man künftig Berg- und Familiennamen wie Hornberg, Hornburg, Hornstein usw. nachdenklicher gegenübertritt, selbst wenn sie, wie die schwäbischen Ritter von Hornberg, das Waldhorn ins Wappen genommen haben.

[1]) Vgl. mein Buch „Paul Hofhaimer, ein Lied- und Orgelmeister des deutschen Humanismus“ (Cotta 1929).






Aufn. C. Jurischek, Salzburg

Endlich noch eine Bemerkung zu der Frage der Sackpfeife und des Dudelsacks. Es galt der musikalischen Instrumentenkunde (die bei uns fast völlig jüdisch orientiert war) bislang für ausgemacht, daß der Dudelsack aus Asien gekommen und in morgenländischen Formen in das römische Heer eingedrungen sei. Andererseits wurden auch keltische Ursprünge zugestanden und aus dem Namen „Dudey“ für die kleinste Gattung des Dudelsacks bei M. Praetorius (1612) auf slawischen Zustrom während des 16. Jahrhunderts geschlossen. Daß die eigenartige Erscheinung der Windkapsel aus einer Schweinsblase in Form der Blaterpfeife bereits jahrhundertelang in Deutschland in Gebrauch gestanden hat, darf demgegenüber schon bedenklich machen. Der Dudelsack ist bei uns besonders ein Instrument der höchst beharrlichen Schäfer gewesen, mag auch der Schnarrbordun (Orgelpunkt aus Quintenbaß) südeuropäischen oder samt den Parallelstimmen gar morgenländischen Ursprungs gewesen sein, mag die einzelne Stimmpfeife bei uns mehr dem oboen- oder klarinettenartigen Typ zugehört haben. Aber selbst wenn das ganze Instrument nicht ursprünglich nordisch sein sollte, so scheint doch die „Warnpfeife überm Blasebalg“ auf Bergwarten, die so seltsam mit unserer heutigen Fliegerwarnung durch Sirenen und der Heldenorgel auf dem Berge bei Kufstein übereinstimmt, altes Germanengut darzustellen.

Die Hornwerke im „Oberland“ mit ihren Liedern haben im „Niederland“ von Brügge bis Danzig ihr Seitenstück in den Glockenspielen gefunden, deren Ausgangspunkt als Glockengeläut, ja als einzige Glocke weit bekannter ist als unsere Rückführung auf das Bergwarnhorn mit einzelnem Akkord, vor dem der Einzelton anzusetzen ist. Doch auch zur Glockenkunde werde Teudt angeführt, der a. a. O. S. 122 sagt: „Sowohl die Türme als auch die Glocken der christlichen Kirchen müssen als ein Erbteil aus dem Germanentum angesehen werden. Die

ersten Kirchengebäude in den Mittelmeerländern hatten ebensowenig wie ihre Vorbilder, die Tempelbauten, Türme; Glocken sah Rom erst im 7. Jahrhundert, als die Berührung mit dem Germanentum bereits enge geworden war, und als germanische Sitten in großer Zahl vom Christentum aufgenommen wurden. Die Glocken, die dem germanischen Kultus gedient hatten, hat man, wie es scheint, anfangs zu vernichten gesucht oder ins Wasser versenkt — daher die vielen Sagen von versenkten Glocken. Dann aber kam die Glockentaufe auf, wodurch die alten Glocken für den christlichen Kult brauchbar gemacht wurden. Und dann wurden sie in einen Turm neben der Kirche gehängt."

Das eröffnet für das älteste Kapitel der Glockenkunde neue Schau; auch hier hatte man von der „irischen" Ableitung des Wortes Glocke an alles zu verchristlichen versucht. Mag die Kunst, „vasa fusilia" zu gießen, von den Klosterleuten weiterentwickelt worden sein, so deuten doch die davor belegten genagelten Holzglocken, die Fastenklappern, die Klapperstöcke beim Judasaustreiben ebenso auf ältere Heimatsrechte zurück wie die Rolle kleiner Schellen beim brauchtümlichen Grasausläuten und vor allem die Wichtigkeit schwerer Kuhglocken bei den Perchtenaufzügen der „Glöckler" mit dem Zuselweib. Ob nicht auch die eigentümliche magische Sitte, daß ums Jahr 1000 der Glockenrand gern nochmals in natürlicher Größe an der Kirchenwand abgebildet worden ist, auf Altgermanisches zurückreicht? Schließlich aber ist die bei Teudt erwähnte Verchristlichung der Glocke durch die Glockentaufe auch im Gebiet der Pfeifen aufzuweisen. Ganz auffällig wehrten sich viele Klöster gegen die Einführung von Orgeln, ja die mittelalterlichen Prediger ließen gelegentlich den Teufel aus einer Orgelpfeife schreien; die weltliche Zirkusorgel in Byzanz reicht für diese Abneigung kaum aus — sollte nicht auch da das alte kultische Hornwerk nachspuken?

## Die Grabung an der Steinzeitfestung Altheim bei Landshut (Bayern)

### Ein Vorbericht von K. H. Wagner

Das Erdwerk Altheim liegt 6 Kilometer nordostwärts von Landshut, auf der südwestlichen Flanke einer flachen Erhöhung der Niederterrasse des Isartales. Es ist das Verdienst P. Reineckes, die Bedeutung dieses Platzes erkannt zu haben[1]). Die von P. Reinecke 1914 bereits weitgehend durchgeführte Ausgrabung, die sich auf die Südosthälfte erstreckte, konnte jedoch erst 1938 im Auftrage des Reichsführers SS wiederaufgenommen werden[2]), so daß die Veröffentlichung dieses für die geschichtlichen Verhältnisse am Ende der Jungsteinzeit wichtigen Fundstoffes in absehbarer Zeit erfolgen kann.

Durch die Grabung 1914 waren bereits ein dreifacher Grabenring — die Wälle sind bereits völlig durch den Pflug eingeebnet — mit einer Torlücke im Südosten und eine Palisade festgestellt und viele Funde zutage gefördert worden. 1938 wurde die Ausdehnung der Festung festgestellt und Untersuchungen über das Aussehen des Innenraumes und den Aufbau der Befestigung angesetzt. Wieder wurden zahlreiche Funde gemacht, daneben zwei guterhaltene menschliche Schädel gehoben. Auf Grund der beiden Grabungen ergibt sich folgendes Bild (Abb. 1):

Da der innere der drei Gräben als Abfallgrube benutzt worden war, müssen wir einen zwei-

---

1) Röm.-German. Korrespondenzbl. 8, 1915, 9 ff. (Reinecke); Germania 1, 1917, 126 (Reinecke).

2) Die Römisch-Germanische Kommission in Frankfurt stellte einen namhaften Betrag für die Beschäftigung junger Vorgeschichtler bei der Grabung zur Verfügung, ebenfalls die Stadt Landshut für die Überlassung des Großteiles der Funde. — Unterstützt wurde der Berichterstatter von SS-Untersturmführer H. Klein vom „Ahnenerbe", Oberpräparator V. Herberger vom Bayr. Landesamt für Denkmalspflege, stud. W. Habert-Bonn, W. Hardes-München und W. Krämer-München. Besonderen Dank schulden wir auch der Stadtverwaltung Landshut für das große Entgegenkommen, das unsere Arbeit erheblich förderte.



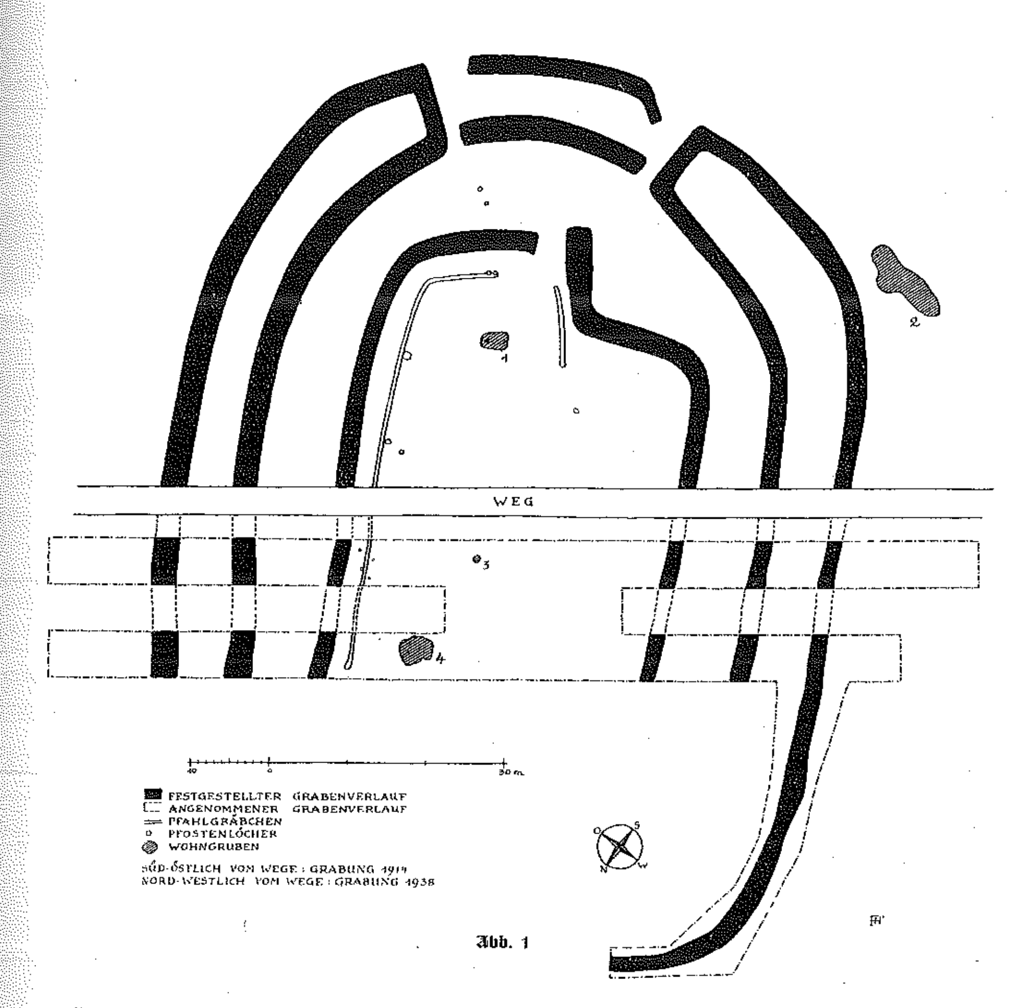



Abb. 1

maligen Ausbau der Festung annehmen[3]), beide Bauperioden können jedoch nicht allzu weit auseinanderliegen, da Unterschiede in den zugehörigen Funden nicht bemerkt werden konnten. Zur Periode I gehören der innere Ring und die Palisade. Der umschlossene Raum hatte eine Ausdehnung von 38 × 66 Meter (1 Hektar). Der etwa 2 Meter breite, 1,6 bis 1,9 Meter tiefe Sohlgraben war am Tor und im Nordosten in einem Abstand von 3,5 Meter innen von einer Pfahlreihe zur Verstärkung des dahinterliegenden Walles begleitet, am Tor als der empfindlichsten Stelle, im Nordosten zum Ausgleich der ungünstigen Lage, die hier den überhöhenden Kamm im unmittelbaren Vorfeld hatte. Das Tor wurde — wie bei allen steinzeitlichen Befestigungsanlagen — durch eine Lücke im Grabenverlauf gebildet, es führte also eine Erdbrücke in das Innere der Festung. Bemerkenswert erscheint die gebrochene Linie des südwestlichen Grabenanschlusses, die durch das Gelände in keiner Weise bedingt wird. Man darf wohl annehmen, daß den Erbauern dieser Festung bereits der taktische Wert einer schmalen Torfront und flankierender Befestigungsanlagen bewußt war. Vielleicht ist — bei aller Vorsicht, die das Fehlen anderer Befunde anrät — aus dem Grundriß auch die Absicht herauszulesen, die Hauptkraft der Verteidigung auf die nicht beschildete rechte Seite des Angreifers zu legen[4]).

---

3) Bei nur einer Bauperiode wäre auch der erhebliche Umfang des von den Gräben eingenommenen Raumes gegenüber dem verhältnismäßig kleinen Innenraum wenig zweckmäßig.

4) Ein Torverschluß wurde nicht festgestellt. Lediglich einige Pfostenlöcher, davon eines am Ende des Pfahlgräbchens, deuten in diese Richtung.

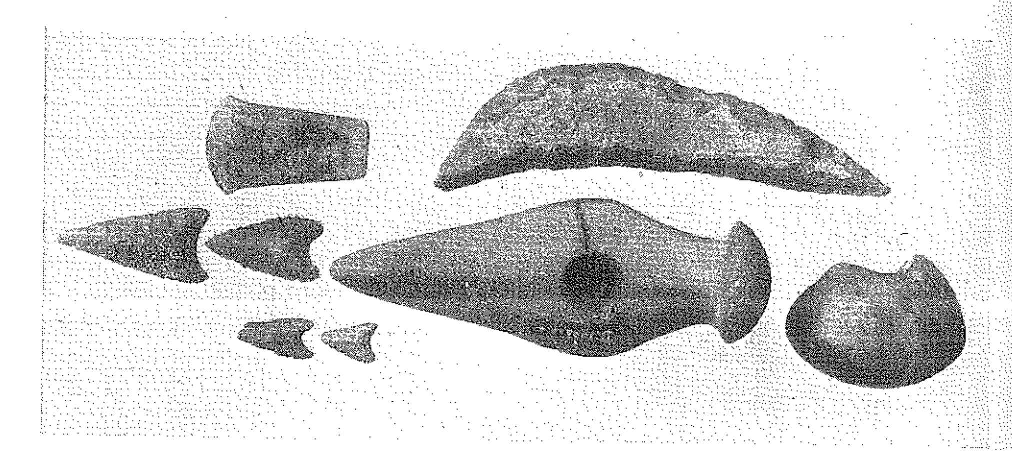


Abb. 2. Steinerne Waffen und Werkzeuge

Eine notwendige Vergrößerung führte dann zur Anlage des äußeren Doppelgrabens und zur Einebnung des inneren Grabens. Auf eine Pfahlreihe wurde diesmal verzichtet, dafür hatten beide Sohlgräben an der gefährdeten Nordostseite eine Breite bis zu 3,6 Meter und eine Tiefe von 2,2 Meter, gegen stellenweise nur 2,2 Meter Breite und 1,2 Meter Tiefe im Südwesten. Die Lage der Wälle konnte bei dieser Periode noch nicht eindeutig bestimmt werden. Das Tor der Periode II ist ein Doppeltor, d. h. es führen zwei trichterförmig sich verengende Erdbrücken in das Innere der Festung. Kurze Querverbindungen der Gräben an den äußeren Torwangen sollten wohl dem Angreifer das Betreten des Zwischenraumes zwischen den beiden Gräben erschweren[5]).

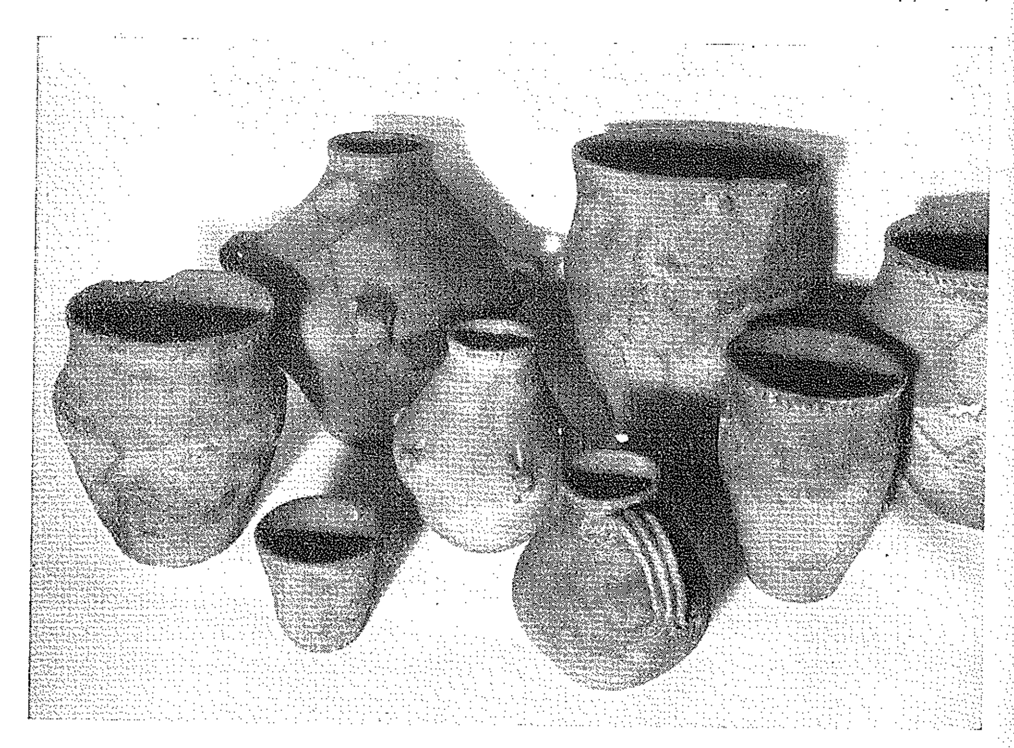


Abb. 3. Altheim bei Landshut. Funde der Grabung 1914 aus der jungsteinzeitlichen Befestigung

Aufn. u. Zeichn. d. Verf. (3)



Im Innenraum waren die Befunde schon bei der Grabung 1914 außerordentlich spärlich gewesen. Lediglich eine 2 × 3,50 Meter viereckige eingetiefte „Wohngrube" wurde festgestellt. Auch 1938 kam trotz sorgfältigsten Vorgehens nur ein einziger Grundriß heraus, und zwar zwei sich überschneidende 2,50 × 3,50 Meter große eingetiefte Rechteckhäuschen, deren Wände wohl in Blockbautechnik ausgeführt waren. Dies ist insofern erstaunlich, als die Siedlungsreste im inneren Graben auf eine dichtere Belegung des Innenraumes schließen lassen. Eine befriedigende Erklärung dieses Mißverhältnisses kann nicht gegeben werden. Es sei jedoch auf die Möglichkeit hingewiesen, daß Pflug und Hopfenbau die Befunde zerstört haben können. Dies ist natürlich um so mehr der Fall gewesen, wenn die übrigen Häuser ebenfalls Blockhütten gewesen sind, die aber etwas flacher auf den Boden aufgesetzt waren als das eine 1938 ausgegrabene Häuschen.

Der Fundstoff der Grabung 1914, der in allem Wesentlichen mit den Funden von 1938 übereinstimmt, ist namengebend für den Altheimer Kulturkreis geworden, wie er von P. Reinecke[6]) umschrieben wurde (Abb. 2 u. 3). Er umfaßt Südbayern, Salzburg, Oberösterreich — übrigens auch in späteren Zeiten ein oft zusammengehöriges Gebiet. Beziehungen zur „nordischen" Kultur Mittel- und Norddeutschlands z. B. sind in der Keramik deutlich vorhanden, aber noch nicht näher untersucht. Zeitlich steht diese Fundgruppe unmittelbar vor dem Beginn der Bronzezeit, also am Anfang des 2. Jahrtausends v. Zw. An Geräten sind vor allem der Knaufhammer aus Felsgestein, die mondsichelförmige Klinge („Säge") und ungestielte Pfeilspitze aus Feuerstein zu nennen. Daneben treten bereits einige Beilchen, Dolche und Schmuckstücke aus Kupfer auf. Die Gefäße sind außerordentlich spärlich verziert, die Zahl der Formen nicht gering, aber oft ziemlich gleichmäßig wiederkehrend. Über die Skelettfunde wird Breitinger berichten.

Bei der Frage nach dem Zweck dieser Anlage läßt sich aus der taktisch ungünstigen Lage der Festung auf der Flanke eines Höhenrückens und aus der Überhöhung durch den im nordostwärtigen Vorfeld gelegenen Kamm schließen, daß militärische Erwägungen nicht ausschließlich die Wahl des Platzes bestimmt haben. Auch wenn man berücksichtigt, daß steinzeitliche Befestigungen des öfteren ähnliche Mängel aufweisen[7]), erscheint es hier nicht ausgeschlossen — vor allem angesichts der fruchtbaren Umgebung —, daß eine ursprünglich rein bäuerliche Siedlung nachträglich befestigt wurde.

---

[5]) Auch hier wurden Anhaltspunkte für das Aussehen des Torverschlusses nicht gefunden. Bei je einer starken sackartigen Eintiefung an den Enden des mittleren Grabens — des inneren der Periode II — kann Zugehörigkeit zu einer Torverstärkung vermutet werden.

[6]) Bayer. Vorgeschichtsfr. 4, 1924, 13 ff., zuletzt: Germania 19, 1935, 158 f.

[7]) Z. B. Mayen i. d. Eifel, Bonn. Jahrb. 119, 1910, 206 f. (Lehner).

---

**Das Große und Ganze, das, was euer deutsches Gemeingut und eure deutsche Gemeinehre ist, das, wodurch ihr alle Deutsche heißet und wodurch eure Vorfahren ein glorreiches und freies Volk waren – das müßet ihr arbeiten und streben, das müßet ihr lieben und sehnen, das muß euer Ziel und euer Stolz sein, das muß euch zu einer Kraft vereinigen gegen Eure Dränger und die Vereinigten ewiger und fester zusammenhalten, als Eidschwüre und Verträge halten können.**

**Ernst Moritz Arndt**

---

# Ein Haus aus der frühen Semnonenzeit in Berlin-Zehlendorf

Von Walter Kropf

Seitdem die deutsche Vorgeschichtsforschung dazu übergegangen ist, das tatsächliche Geschehen in der Frühzeit zu ergründen, die einzelnen Stammesgruppen und Stämme mit ihren Siedlungsräumen herauszuarbeiten, d. h. die materiellen Hinterlassenschaften weniger vom kunstgeschichtlichen Standpunkt, vielmehr als tatsächliche Geschichtsquellen zu werten, seit diesem Augenblick wurde bei den meisten Forschern das Hauptaugenmerk auf die vorgeschichtlichen Siedlungen und Siedlungsspuren gerichtet. Wohl boten die bei solchen Untersuchungen zutage geförderten Funde in den meisten Fällen weniger prunkvolle Ausstellungsstücke für die Museen, als es bei Grabfunden in der Regel der Fall ist. Dafür gelang es aber, über die Wohnverhältnisse der verschiedensten Stämme Aufschluß zu erhalten. Es war möglich, für das Haus des germanischen Nordens Entwicklungsreihen herauszuarbeiten, die sich über mehrere vorgeschichtliche Zeiträume verfolgen lassen. Dennoch ist das Bild bis heute noch kein vollständiges. Über manchen Abschnitt der vorgeschichtlichen Zeit sind wir noch ungenügend unterrichtet, ja tappen sogar zum Teil noch völlig im Dunkeln. Aber jede Ausgrabunz trägt mit dazu bei, das Bild zu vervollständigen. So bietet auch die Untersuchung, über die im folgenden berichtet werden soll, mit ihren Ergebnissen die Möglichkeit, einen weiteren Stein zu dem großen Bauwerk zu liefern.

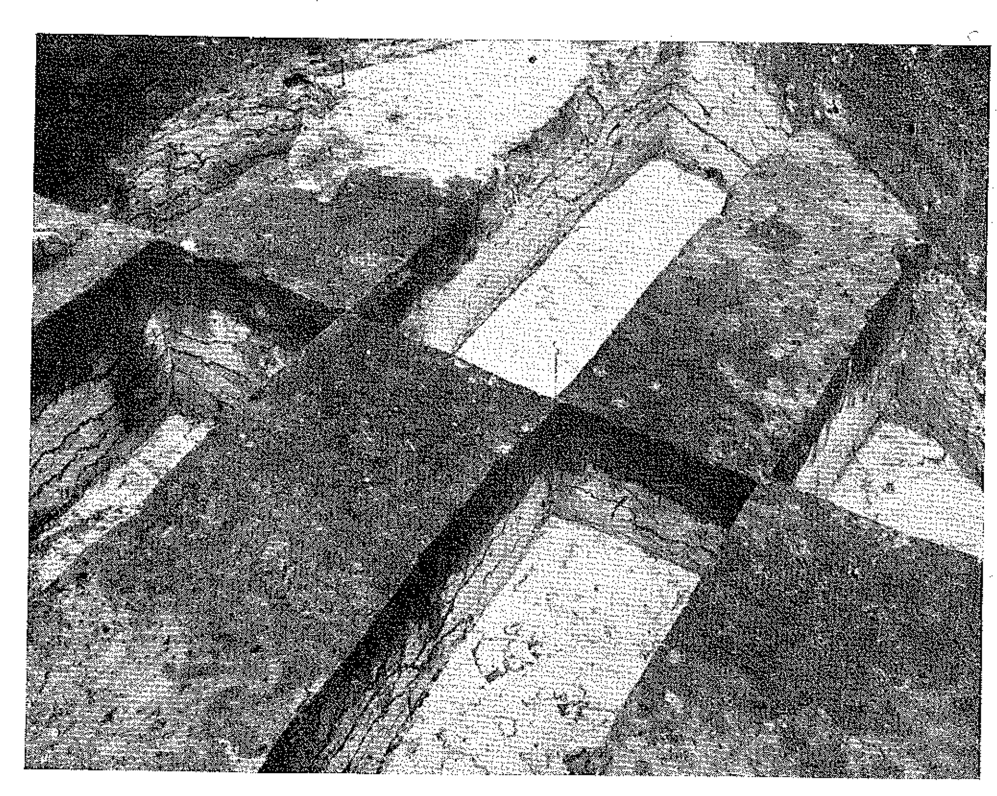


Abb. 1. Die Grube des eingetieften Hauses, durch mehrere Schnitte aufgeteilt. Im linken Schnitt ist ein Pfosten zu erkennen

Aufn. d. Verf. (5)



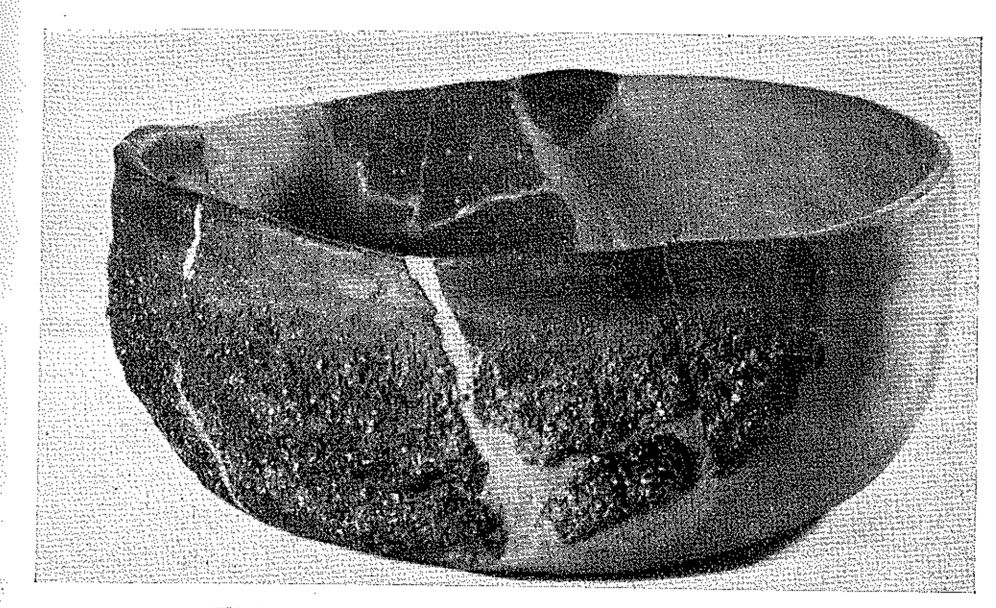


Abb. 2. Das einzige in seiner Form vollständige Gefäß aus der Hausfläche

In den ersten Augusttagen des Jahres 1939 wurde im Bezirk Zehlendorf der Reichshauptstadt Berlin eine Ausgrabung vorgenommen, die die Freilegung eines Hausgrundrisses zum Ergebnis hatte. Es handelte sich um eine Notgrabung.

Ein kleines, in der Fläche dreieckiges Grundstück an der Sundgauer, Ecke Rappoltsweiler Straße sollte demnächst bebaut werden. Die Vermutung, hier auf die Reste einer vorgeschichtlichen Siedlung zu stoßen, lag nahe, denn von den Nachbargrundstücken, besonders von dem unmittelbar angrenzenden, waren Funde bekannt, die ohne Zweifel auf eine Siedlung hinwiesen. Lehmbrocken und Scherben waren schon vor längerer Zeit gefunden; dabei stammten einige Scherben von auf der Drehscheibe gearbeiteten Gefäßen. Für das eigentliche Grabungsgelände selbst waren keine Anhaltspunkte vorhanden. Solche waren auch schwer zu erwarten, denn die ganze Fläche war in den letzten Jahren mit einer starken Schicht Bauschutt überdeckt. Da also keine näheren Hinweise vorhanden waren, mußten zunächst Versuchsschnitte gezogen werden, um auf diesem Wege zu den Siedlungsspuren vorzustoßen.

Drei Gräben von je ein Meter Breite wurden in vier Meter Abstand voneinander ausgehoben. Die beiden ersten lieferten keine Aufschlüsse. Im dritten Schnitt dagegen zeichnete sich unter der oberen Schicht mit dem Bauschutt und der ehemaligen Ackerschicht in durchschnittlich 0,60 m Tiefe und eine 5—8 cm starke durchgehende Verfärbung ab. Sie war etwas dunkler als der darüberliegende durchackerte Boden und enthielt vereinzelt vorgeschichtliche Scherben und Spuren von rotgebranntem Lehm. Diese Schicht lag unmittelbar über dem unberührten Boden. In einer Länge von 2,40 m hob sich außerdem auf der Sohle des Grabens eine dunkle Stelle ab, die mit Scherben, gebranntem Lehm und geplatzten Feldsteinen angereichert war.

Der Schnitt III führte also mitten in die Siedlung hinein. Die Anhaltspunkte für eine Flächenabdeckung waren gegeben. Der Schnitt wurde nach allen Seiten um mehrere Meter erweitert, um die Ausdehnung der verfärbten Stelle in ihrer Größe genau erfassen zu können. In 70 cm Tiefe konnte dann auch die „dunkle Stelle" freigelegt werden, die in ihren Umrißlinien zwar sehr unregelmäßig, im ganzen gesehen aber länglich-rund war. Die Ausdehnung betrug in der einen Richtung 4,20, die in der anderen 4,00 m. Zum umgebenden Boden hob sich die Verfärbung nur schwach ab und war besonders in der Randgegend sehr verwaschen und verschwommen. Lediglich in der Mitte zeichnete sich eine dunklere Stelle ab. Über die ganze

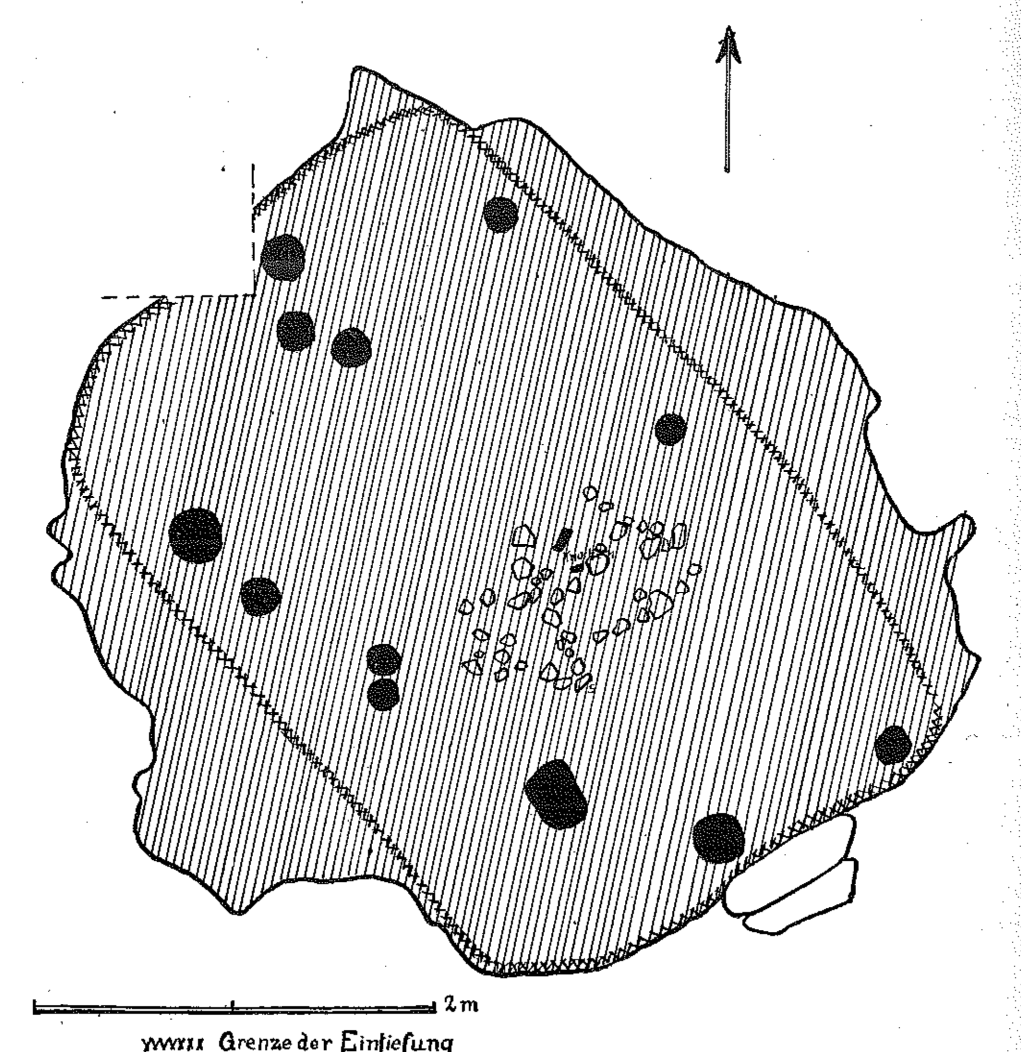



Abb. 3. Grundriß des Semnonenhauses mit Pfostenlöchern und Herdstelle

Fläche verteilt lagen Gefäßbruchstücke und geplatzte Feldsteine, Spuren von Holzkohle und zahlreiche Stückchen von rotgebranntem Lehm, letzterer zum Teil in dichter Lagerung.

Deuteten diese Spuren schon allein auf ein zerfallenes Haus hin, so lieferte die weitere Grabung den Beweis dafür. Bei der weiteren Abdeckung konnte zunächst festgestellt werden, daß hier eine flache, bis 30 cm eingetiefte Grube vorlag, die unten nahezu waagerecht abschloß. Die seitlichen Wände der Eintiefung waren abgeschrägt. In den gewachsenen Boden reichten die Spuren von 12 Pfosten von verschiedener Tiefe. Die Tiefe variiert zwischen 1,13 m und 1,68 m unter der oberen Grabungskante, d. h. die Pfosten waren von der obersten Spur der Hausverfärbung 43 cm bis 78 cm tief eingerammt. Pfostengruben, in die die Pfosten eingegraben worden wären, wurden an keiner Stelle beobachtet; dagegen zeigten alle Pfostenverfärbungen ziemlich geringen Durchmesser, er übersteigt in keinem Fall 30 cm.

Aus der Verteilung der Pfosten ist ersichtlich, daß sie alle zur Hauskonstruktion gehören. Alle tiefer in den Boden reichenden Pfosten können als Eckpfosten, Firstträger und Dachstützen gedeutet werden. Die weniger eingetieften Pfosten zeigen durch ihre Stellung innerhalb der



Verfärbung, daß sie für die Konstruktion des Hausoberbaus von zweitrangiger Bedeutung sind. Lediglich ein Pfosten, den man nach dem ganzen Plan erwartet hätte, nämlich ein Eckträger, fehlt in der Reihe. Dadurch wird die Konstruktion des Oberbaues erschwert. Dennoch glauben wir, das Haus als Dachhaus rekonstruieren zu müssen, bei dem das Dach bis auf den Erdboden heruntergezogen war und dort noch gestützt wurde. Aus der Stellung der Pfosten in einiger Entfernung vom Rand der Eintiefung geht auch hervor, daß die eigentliche Wand außerhalb der Dachstützen errichtet gewesen sein müßte. Über den Eingang zu dieser Hütte konnte die Grabung keinen Aufschluß geben. Nach der Stellung der Pfosten wäre er an der Nordwestseite zu vermuten. Dies erscheint aber im Hinblick auf die vorherrschende Windrichtung als unwahrscheinlich.

Wir gehen sicher nicht fehl, wenn wir das Bauwerk als Wirtschaftsgebäude ansprechen. Als Wohnhaus erscheint es zu klein, beträgt doch die Längsausdehnung von Firstträger zu Firstträger nur 3 Meter, die Ausdehnung in der Breite, gemessen von den Rändern der Eintiefung, nur 2,80 Meter. Ungefähr in der Mitte des Raumes wurde eine aus Feldsteinen errichtete Herdstelle angetroffen. Neben zahlreichen Gefäßbruchstücken fanden sich zwischen den vom Feuer geplatzten Feldsteinen auch einige Tierknochen, vor allem solche vom Rind. Sonstige Funde, die über die Einrichtung und Bestimmung des Hauses hätten Aufschluß geben können, wurden nicht festgestellt.

Sehen wir uns nach Vergleichsstücken zu solchen eingetieften Häusern um, so werden wir sie in den verschiedensten Gebieten des westgermanischen Bereichs finden. Aber an keiner Stelle gilt das kleine eingetiefte Haus als besonders kennzeichnend für einen bestimmten Stamm oder Zeitabschnitt. Wir kennen Häuser, die den ersten Jahrhunderten vor und nach dem Beginn unserer Zeitrechnung angehören. Nach den bisherigen Grabungsergebnissen zu urteilen, treten sie am häufigsten in der sogenannten Kaiserzeit auf (es sei hier nur an die Ausgrabungen auf dem Bärhorst bei Nauen und auf die Untersuchungen auf dem Weberberge bei Kablow hingewiesen). Übereinstimmend trifft aber für alle zu, daß sie in jedem Fall als Nebengebäude — als Webhaus, Werkstatt, Vorratsraum oder Kochhaus — angesprochen werden müssen. Das gleiche gilt auch für unser Haus von der Sundgauer Straße. Der Haustyp allein kann uns daher keinen Hinweis auf die stammesmäßige Zuweisung und zeitliche Einordnung geben. Um diese Fragen zu klären, ist es notwendig, die keramischen Hinterlassenschaften zu untersuchen.

Über die gesamte Hausfläche lagen Scherben verbreitet. Doch an keiner Stelle konnte ein ganzes oder auch nur annähernd vollständiges Gefäß beobachtet werden. In einem Fall allerdings war es möglich, einige weit voneinander entfernt gefundene Scherben zu einem Gefäß zu ergänzen. Durch diesen allgemein wenig günstigen Erhaltungszustand der Tonware erscheint das Bild der keramischen Hinterlassenschaften ziemlich dürftig und bietet dadurch auch nur eingeschränkte Möglichkeiten für Schlußfolgerungen hinsichtlich der zeitlichen Einstufung.

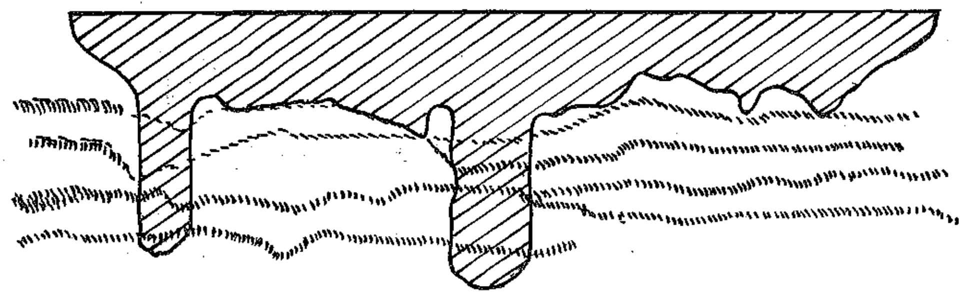


Abb. 4. Schnitt durch die eingetiefte Hausgrube mit 2 Pfosten. Unter der Verfärbung mehrere Eisenstreifen

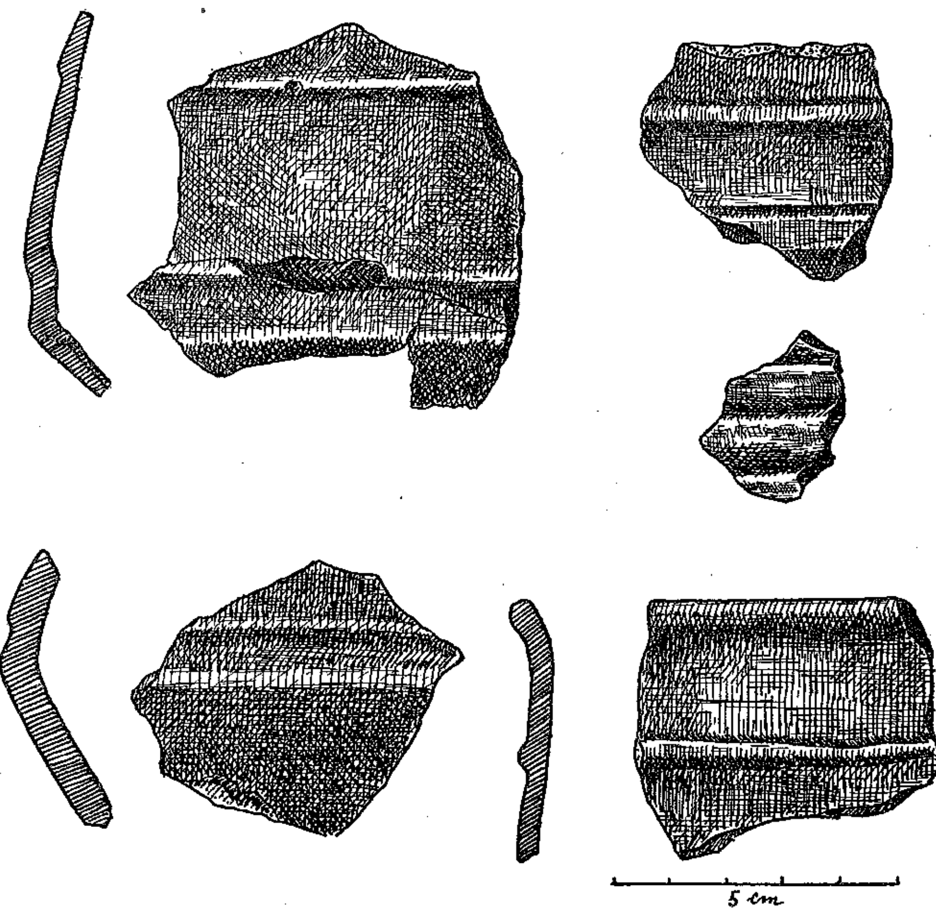



Abb. 5. Gefäßbruchstücke aus dem Semnonenhaus

Bei dem ergänzten Gefäß handelt es sich um einen weiten Napf mit großem Bodendurchmesser und nur leicht ausgebogener, sonst nahezu senkrecht ansteigender Wandung. Bis auf einen 2 cm breiten Randstreifen ist die Außenseite stark gerauht, und zwar in der Art, daß eine besonders grobkörnig — sandige — Schicht aufgetragen ist. Der Ton ist auch sonst stark mit Steingrus durchsetzt; die Farbe des Gefäßes ist graubraun. Von der gleichen Machart wie dieser Napf sind auch die meisten anderen Gefäße gewesen, wie die zahlreichen Gefäßbruchstücke, von denen unter anderen viele Rand- und Bodenstücke vorliegen, aussagen. Nach den Randscherben zu urteilen, stammt eine beträchtliche Zahl der Bruchstücke von flachen Schalen, bei denen der Rand leicht nach der Innenseite gezogen ist. Einige Scherben rühren auch von hohen, im Profil geschweiften Gefäßen her. Auch hier zeigen größere Bruchstücke, daß der Hals geglättet, der übrige Teil der Wandung von der Schulter abwärts gerauht und ein fingerbreiter Streifen unmittelbar über dem Bodenansatz wieder geglättet ist. Auf einem Schulterteilbruchstück befindet sich in einem Fall eine warzenartige Knubbe als plastische Verzierung.

Nach diesen keramischen Resten zu schließen, können wir diese Funde solchen gleichstellen, die uns aus westgermanischen Gräbern der La-Tène-Zeit in reichem Maße bekannt sind. Zwar sind direkte Parallelen nicht vorhanden, und solche kann man auch nicht erwarten. Dient doch die Siedlungskeramik ganz anderen Zweckbestimmungen als die Grabkeramik. Aber dennoch läßt sich ein Vergleich durch die Tonbeschaffenheit und die Oberflächenbehandlung der Gefäßbruchstücke ziehen. Eine Betrachtung der Gefäßformen kann hier nicht unternommen werden, da die einzelnen Bruchstücke nur unvollkommen ergänzt werden können. Der eine Fall, in dem der Napf ergänzt vorliegt, kann auch keinen Erfolg versprechenden Weg zeigen, da dieses Gefäß völlig aus der bisher bekannten Formenreihe herausfällt.



Trotz der verhältnismäßig dürftigen Hinweise, können wir an der zeitlichen Zuweisung in die ersten Jahrhunderte vor Beginn unserer Zeitrechnung festhalten. Eine Bestätigung dafür wird uns durch einige wenige Scherben gegeben, die durch ihre abweichende Tonzusammensetzung von der Hauptmasse der gefundenen Tonware stark abweichen. Im Gegensatz zu der groben und mit Steingrus durchsetzten Keramik treten einige Scherben von schwarzer Färbung auf, die hart gebrannt und aus äußerst feingeschlämmtem Ton hergestellt sind. Die Scherben sind dünnwandig und zum Teil verziert. Nach den Verzierungen zu schließen, stammen diese Bruchstücke von mindestens drei Gefäßen. Wir erkennen umlaufende Leisten, die von schmalen Riefen begleitet werden, und auf anderen Scherben sehen wir Riefen, die schräg von der Schulter über den Bauchknick laufen. In ihrer ganzen Machart deuten diese Scherben auf Drehscheibenarbeit hin, zumindest sind diese Gefäße als Nachahmungen von gedrehten Gefäßen anzusprechen. Auf der Drehscheibe gearbeitete Gefäße kennen wir aus diesem Gebiet aber nur — abgesehen vom frühdeutschen Zeitabschnitt — aus der Völkerwanderungszeit und dann aus der La-Tène-Zeit, und zwar da nur in den Gegenden, wo Verbindungswege zum keltischen Kulturgebiet bestanden. Bei den Kelten war die Drehscheibe bekannt, wie uns zahlreiche Funde lehren. Die Völkerwanderungszeit muß für unsere Siedlung ausscheiden, denn für diesen Zeitabschnitt bieten unsere Funde keine Anhaltspunkte. Es bleibt also nur die La-Tène-Zeit übrig. Die mit umlaufenden Rillen und Leisten verzierten Gefäßbruchstücke lassen sich so weit ergänzen, daß man eine ungefähre Vorstellung von der Gefäßform bekommt. Danach ist es dann möglich, diese Formen mit gedrehten Schalengefäßen zu vergleichen, die vereinzelt auf germanischen Gräberfeldern gefunden werden konnten und die als keltische Einfuhr oder germanische Nachbildungen keltischer Gefäße angesprochen werden müssen. Daß wir es bei unseren Funden mit Nachbildungen keltischer Vorbilder zu tun haben, wird an den Scherben deutlich, die als Verzierung schräg über den Umbruch gezogene Kehlstreifen tragen und die in ihrer Art an Ziermuster der bronzezeitlichen Lausitzer Keramik erinnern, obwohl in dieser Richtung nicht die geringsten Verbindungen bestehen. Neben den unmittelbar von der Hausfläche selbst stammenden Gefäßbruchstücken sei noch einmal auf die eingangs erwähnten Scherben vom Nachbargrundstück hingewiesen. Unter diesen befinden sich einige, an denen die Drehscheibenarbeit zweifellos zu erkennen ist und die die Ansetzung unseres Hauses für die La-Tène-Zeit rechtfertigen. Eine Differenzierung in der zeitlichen Zuteilung ist vorerst noch nicht möglich; dazu ist der bisher gehobene Fundstoff zu gering. Wohl sind wir geneigt, die Errichtung des Hauses in das erste Jahrhundert vor Beginn unserer Zeitrechnung zu verlegen, doch den Beweis müssen wir zunächst noch schuldig bleiben. Eine Tatsache läßt sich dagegen mit Bestimmtheit vertreten: die Bewohner der Siedlung sind als Germanen anzusprechen, und wir dürfen sie den Semnen (Semnonen) in dem gleichen Umfang zuweisen, wie wir die zahlreichen Grabfunde aus der Berliner Gegend als Hinterlassenschaft dieses Stammes ansprechen. — Demnach wäre in Zehlendorf eine semnonische Siedlung angeschnitten, deren Ausgrabung gleich bei Beginn ein von späteren Überbauungen ungestörtes Haus erbracht hat und die bei der möglichen weiteren Untersuchung sicher auch die Wohnhäuser jener Zeit der Vergangenheit entreißen wird.

# Zur Versatanung der germanischen Götter

## Von Edmund Weber

In dem fränkischen Taufgelöbnis wird der Täufling gefragt: „Entsagst du allen frommen Spenden (bluostrum) und Gildemahlen (gelton) und den heidnischen Göttern (gotum thie im heidene man . . . zi gotum habent)?“ Das Gelöbnis ist geschaffen worden zu der Zeit, als Chlodwig nach längerem Schwanken sich zum Übertritt zur römischen Kirchenlehre entschlossen hatte, aber die große Mehrheit seines Volkes noch zauderte, seinem Beispiel zu folgen. Darum gingen die römischen Geistlichen zunächst noch vorsichtig und schonend in der Wahl ihrer Worte vor. Hier ist noch die Rede von Göttern. Aber bei Beda II, 13 heißt es aus der Zeit um 630 n. Zw., also vier Menschenalter später (nach Alfreds des Großen angelsächsischer Übersetzung): „Der König Edwin [von Nordhumberland] fragte, wer ... die Häuser des Teufelsdienstes (deofolgild) antasten solle.“ Hier ist also die germanische Frömmigkeit bereits als „Teufelsdienst“ bezeichnet. Dementsprechend mußten im Jahre 772 die zu taufenden Sachsen bekennen: „Ich entsage allen Werken und Worten des Teufels (diaboles), Thunor und Wodan und Saxnot und allen den Unholden, die ihre Genossen sind.“

Die katholischen Geistlichen waren demnach, sobald ihre Macht dazu ausreichend gewachsen war, dazu übergegangen, die germanischen Götter dem Teufel oder Satan gleichzusetzen und sie zu Unholden (Dämonen) zu stempeln. Mit dem Begriff Satan verbindet sich aber der von Bosheit. Diese Versatanung ihrer Gottheiten mußte jedoch bei den Germanen so lange auf stärksten inneren Widerstand stoßen, als die ungetrübte Gottesschau ihrer Väter noch in ihren Seelen lebendig war. Denn die Germanen hatten mit dem Begriff „Gott“ den hilfreicher Güte verbunden. Das geht deutlich hervor aus dem Brief[1]) des römisch-katholischen Bischofs Daniel von Winchester an Bonifatius um 725: „Die Deutschen werden sagen, daß ihre Götter allmächtig und wohltätig und gerecht sind.“ Es geht auch aus der Stelle in „Gylfis Verblendung“ 5 der Prosa-Edda hervor, wo es von dem Riesen Ymir heißt: „Nicht halten wir ihn für einen Gott, denn er war böse.“

Neuerdings hat Hans Naumann einen Beitrag zu dieser Frage in dem Aufsatz „Zur altgermanischen Götterdichtung“ beigesteuert[2]). Er hat darin betont, daß die germanische Götterdichtung weder zeitlich noch räumlich einzig und allein an die Edda geknüpft sei und wir ihr auch außerhalb dieser begegnen, z. B. einem Langobardenmythus bei Paulus Diakonus und Fredegar, welche beiden Berichte doch wohl auf ein altes Lied zurückgehen. Das Wesentliche aber ist bei Naumann, daß er Beispiele bringt, wo die Götter in Beziehungen zu Menschen getreten sind, sie also von einer ganz neuen und besonderen Seite, wenn wir liedereddisch denken, gezeigt werden.

Für die Überlieferung von den verspeisten Böcken Thors kommt die Erzählung in Betracht, die Snorri, obwohl er sie vielleicht in Liedform kannte, leider nur in Prosa gegeben hat. Der Gott hat Einkehr in der Behausung von Menschen gehalten und zur Speisung der ganzen Gesellschaft die Schlachtung seiner Böcke angeordnet, freilich unter dem ausdrücklichen Verbot, die Felle und die Knochen zu beschädigen. Als Thor jedoch die Häute und Knochen wieder belebt, erweist sich, daß sein Gebot übertreten worden und unheilbarer Schaden angerichtet ist. Die zitternden Eltern erwarten den Ausbruch von Thoes schrecklichem Asenzorn. Aber der sonst so unerbittlich strafende Gott erweist sich als gütig, da die Übertretung seines Verbotes aus kindlicher Unbedachtheit geschehen ist. Er verzeiht. Die Strafe besteht darin, daß die Bauernkinder seine ständigen Begleiter werden müssen. Thor ist also ganz anders geartet als der zornige,

[1]) Edmund Weber: Die Religion der alten Deutschen. Quellenberichte und Erläuterungen. 2. Aufl. 1932. Quelle & Meyer, Leipzig. 0,70 RM.

[2]) Beiträge zur Runenkunde und Nordischen Sprachwissenschaft. Otto Harrassowitz, Leipzig. 1938.



eifrige Gott des A. T., der den Ungehorsam Adams und Evas mit der Vertreibung aus dem Paradiese straft.

Naumann verweist weiter auf den frommen Bauer in der faröischen Legende, der angesichts der riesischen Bedrohung seines Kindes die einzige Hilfe in den Göttern sieht. Und die Götter bewahren ihrerseits dem Menschen die Treue bis an die Grenzen ihrer Macht. Nicht die Kraft Thors bringt hier die letzte Rettung, sondern die List des Loki.

Weiter hat Naumann das Riglied herangezogen. Er sagt dazu: „Ein wandernder Gott kehrt nacheinander bei drei menschlichen Ehepaaren ein und gründet die menschlichen Stände. D. h., er hebt die Menschen aus den natürlichen ungegliederten Verhältnissen empor und gibt ihnen eine politische Ordnung aus seinem göttlichen Trieb heraus, den Menschen zu raten und zu helfen. Er hebt ihre physische Ungleichheit auf, indem er den drei Ständen in sich selbst einen gemeinsamen Stammvater und damit eine Art letzter metaphysischer Gleichheit verschafft. Zeus kehrt ähnlich bei Philemon und Baucis, Jehovah bei Abraham und Sarah ein, aber Tiefe und Bedeutung sind dort längst nicht so groß wie hier.“

Nach Naumann zeigt der Langobardenmythus, namentlich in der herberen Form, in der ihn Fredegar überliefert, das besonders enge Verhältnis der Krieger zu ihrem Gotte, der offenbar über ihrer Schlachtreihe schwebt. „Der Satz des Tacitus (7) von der Gottheit, die nach ihrem Glauben dem Kampfe beiwohnt, hat sich gar zu einem Dialog mit ihr verdichtet, der großartig den Luftraum durchtönt.“

Naumann hat endlich noch das Wielandlied herangezogen. Nun ist freilich Wieland kein Ase, sondern ein Albenfürst, aber als solcher ebenfalls ein mythisches Wesen. Er kommt unfreiwillig in Berührung mit Menschen. Im Schlafe überwältigt, seiner Schätze und kunstvollen Arbeiten beraubt und gar durch das Durchschneiden seiner Fußsehnen gelähmt, muß er in unwürdiger Fron Kunstwerke für König Nidud schaffen. Dazu bemerkt Naumann: „Daß der Mensch aber seinerseits sich nicht ungestraft an den Vertretern der dämonisch-göttlichen Macht vergeht, nicht an ihnen zum Frevler wird, mit Dämonen keine allzu selbstsüchtige Gemeinschaft eingehen darf, ist die Lehre des Wielandliedes. Nicht alle Göttlichen sind bei einem Frevel so milde wie Thor, sondern es kann geschehen, daß die gereizte dämonische Macht ungehindert den frevelnden Menschen verdirbt und verschlingt, wie es im Wielandlied dem König und allen den Seinen ergeht. Gerade an den Kindern, die dort in der Bauernlegende so gütig gerettet werden, entlädt sich hier die volle grausame Rache des Dämons — zu allerletzt gemildert freilich auch sie durch die fast unerwartete Fürsorge des entschwebenden Göttlichen für das von ihm vergewaltigte Mädchen. Denn eine abgrundlos satanische Bosheit gibt es bei den übermenschlichen Mächten im Germanischen kaum.“

Satanische Bosheit ist also nach dem Urteil eines so hervorragenden Fachmannes wie Naumann bei den germanischen Göttern nicht nachweisbar. Wenn gleichwohl die römischen Sendboten die germanischen Gottheiten versatanten, so war das eine bewußte Fälschung. Gustav Neckel hat die Triebkräfte dieser Verzerrung so gekennzeichnet[3]):

„Von unbefangen aufmerkendem Beobachten spüren wir in den Berichten der Germanenapostel kaum noch einen Hauch. Diesen liegt nur eins am Herzen, die Ausbreitung des Reiches Gottes, alles andere ist ihnen gleichgültig oder erscheint ihnen als Teufelsmacht, die vernichtet werden muß, wie in der Missionspraxis mit allen Mitteln der Rede oder Tat, so in der Schrift durch Totschweigen oder Verleumdung. Das ist vollkommen verständlich vom Standpunkt einer radikalen und skrupellosen Propaganda, auch der Gebrauch von Feuer, Schwert, Gift, Hinterlist und Folterungen von Leib und Seele, so gewiß derartige Maßregeln dem Geiste des Evangeliums zuwiderlaufen, von dem sein Stifter selbst gesagt hat, es sei nicht von dieser Welt. Die Christianisierung war eine Revolution, und jede siegreiche Revolution sorgt für Austilgung und

[3]) Kultur der alten Germanen. Athenaion-Verlag, Potsdam. 1934.

Schwarzfärbung aller Erinnerungen an die von ihr gestürzten Mächte und schädigt dadurch die historische Wahrheit... Die Unrichtigkeit und Ungerechtigkeit der Missionarurteile über die ältere Germanenkultur liegt also auf der Hand. Ebenso auf der Hand aber liegt es, daß sie für die Folgezeit maßgebend geworden sind. Es gelang ja der Kirche, die Germanen nach und nach restlos zur Taufe zu bewegen und die leicht Belehrbaren, oft Bildungseifrigen in die christlich-lateinische Schule zu nehmen... Je länger die neuen Lebensordnungen sich ausgewirkt hätten, um so mehr schwand das Gedächtnis an die alten Zustände, und was unter dem Heidentum in irgendeinem Sinne Kulturträger gewesen war, das verlor mit dem Untergang der alten Kultur Amt und Bedeutung, soweit es nicht den Anschluß an das Neue suchte und zum christlichen Kulturträger wurde. Die meisten der alten Fürsten- und Adelsgeschlechter haben, geblendet durch den Glanz der Fremde, letzteres getan und sind als Werkzeuge der ihre Macht klug steigernden Kirche die wirksamsten Schrittmacher des Neuen und die entschiedensten Verleugner des Alten geworden."

Daß die Stillen in deutschen Landen die Versatanung der alten Gottheiten nicht restlos mitgemacht haben, dafür sehe ich ein sprechendes Zeugnis in dem Märchen von dem Armen und dem Reichen, das mit den Worten beginnt: „Vor alten Zeiten, als der liebe Gott noch selber auf Erden unter den Menschen wandelte..." Auch in ihm tritt ein Gott in Verkehr mit Menschen. Dem äußeren Anschein nach weist der Inhalt christliche Züge auf: der Arme wünscht sich die ewige Seligkeit und das tägliche Brot. Aber ist dieser wandernde Gott der des alten Testaments? Wie Hans Naumann[4]) betont hat, hat der deutsche Ausdruck „der liebe Gott" seine Wurzel in der germanischen Frömmigkeit, die auch die nordische Wendung „in suáso godh", d. h. „unsere ganz eigenen, unsere lieben Götter" schuf. Altdeutsch ist auch die äußere Erscheinung des Gottes im Märchen. J. H. Schlender[5]) hat bemerkt: „Wodan wandert auf Erden umher, nach deutscher Vorstellung sehr unscheinbar, unter fremdem Namen, Obdach suchend, als uralter Mann mit Schlapphut, langem Bart, in einen Mantel gehüllt, mit einem Sack auf dem Rücken. Oft kehrt er als Fremdling in den Häusern der Menschen ein." Laut Hermann Schneider[6]) kennen auch die nordischen Quellen gut den Wanderer, der auf der Erde herumzieht. Der Prüfstein für die Herzen der Menschen ist im Märchen ihre Einstellung zu dem Gebot der Gastfreundschaft. Dieses ist schon durch Cäsar und Tacitus als den Germanen heilig verbürgt, aber auch im N. T. vertreten. So vermag dieser Zug nichts zur Aufhellung des vorchristlichen Kernes beizutragen. Dagegen erscheint mir wesentlich der Umstand, daß der Gott drei Wünsche freigibt. Wodan-Odin wird als Spender von stofflichen und geistigen Gütern ja z. B. im Hyndlalied gekennzeichnet. Für die germanisch-deutsche Anschauung von der Gottesgüte ist nun im Märchen das Verhalten bezeichnend, das der wandernde Gott dem geizigen und verlogenen Reichen gegenüber zeigt. Als dieser um drei Wünsche bittet, warnt ihn der Gott, der doch berechtigt gewesen wäre, ungehalten zu sein, eigens mit den Worten, es wäre nicht gut für ihn und er solle sich lieber nichts wünschen. Denn er weiß vorher, daß die Charaktermängel des Reichen zu dessen eigenem Schaden ausschlagen werden. Die Güte und Vornehmheit dieses Benehmens des Gottes offenbaren eine Höhe des germanischen Gottesbegriffes, die mit satanischer Bosheit nichts zu tun hat.

---

[4]) Die Götter Germaniens. Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. 8/1930.

[5]) Germanische Mythologie. 1925.

[6]) Germanische Altertumskunde, 1938, S. 237.



# Die Fundgrube.

## Kultischer Selbstmord bei den Germanen

In der Zeitschrift für deutsches Altertum (1936) S. 99 ff., habe ich die wichtigsten Stellen über den Selbstmord bei den Germanen zusammengestellt und auf die Beweggründe für diese Handlung untersucht. Am wichtigsten ist die bisher übersehene Stelle bei Dio Cass. 78, 20, 3. Dort wird der Selbstmord durch Erhängen als eine bei den Germanen als rühmlich geltende Tat bezeichnet. Hängen ist nun gerade eine Form der Opferung, die im germanischen Kult sehr häufig bezeugt ist. Auch bei der Initiation sind, wie L. Weiser, Jünglingsweihen 79 f., zeigte, Hängeriten gebräuchlich gewesen. Es liegt deshalb nahe, den Selbstmord des Quadenkönigs Gaiobomar, den Dio Cassius schildert, als eine Selbstopferung aufzufassen. Sich selbst zu opfern — auch Odin „hing, sich selbst dem Odin opfernd", neun Tage am „windigen Baum" — konnte als durchaus „rühmlich" gelten.

Die weiteren Berichte, die vor allem zu überprüfen waren, handeln vom freiwilligen Tod der germanischen Frauen nach den verlorenen Schlachten von Vercellae und Aquae Sextiae, von chattischen und alamannischen Frauen, die den Tod der Gefangenschaft vorzogen (Excerpta Valesii), von Frauen, die dem Mann in den Tod folgten, und schließlich von dem Tode eines alten Bauern in der Gautrekssaga, der sich mit Frau und Knecht von der Klippe, von der sich seine Vorfahren gleichfalls, ihrem Leben ein Ziel setzend, gestürzt hatten, hinabwirft, um mit ihnen nach Walhall zu kommen. Alle Berichte, die herangezogen wurden, sprechen mindestens nicht dagegen, daß die Wahl des Selbstmordes und seine Form durch kultische Gründe bestimmt oder wenigstens mitbestimmt wurden. Die meisten sprechen sogar, wie ich seinerzeit zeigen konnte, ausdrücklich dafür, so daß mit einem kultischen Selbstmord bei den Germanen gerechnet werden muß.

Dies heißt nun natürlich nicht, daß jeder Selbstmord, der je bei den Germanen vorkam, aus kultischen Gründen oder in kultischer Form verübt worden sein muß. Unabhängig von dem Glauben, durch die Selbstopferung in das Gefolge Wodans zu kommen oder in ein besonderes Totenreich Einlaß zu finden, mögen manche gleichfalls aus den verschiedensten Gründen zu dieser Tat gekommen sein. Doch schließt dies nicht aus, daß sie unabhängig von ihrem Entschluß den Glauben, auf dem der Brauch des kultischen Selbstmordes beruht, teilten. Auch bei den untersuchten Beispielen hat in den meisten Fällen noch ein anderer Grund entscheidend mitgewirkt.

Nachdem meine genannte kleine Arbeit erschienen war, erhielt ich durch Edward Schröder die Abschrift einer Stelle, die ihm W. Bauer mitgeteilt hatte. In dem Buch der Gesetze der Länder aus dem Anfang des 3. Jahrhunderts, das in der Patrologia Syriaca I 2, 1907, S. 490—658, durch F. Nau syrisch und lateinisch herausgegeben wurde, heißt es in c. 39 (S. 596, 21): „Alle Germanen sterben durch Erwürgung, mit Ausnahme derer, die im Kriege fallen." Dieser Bericht hat natürlich einen geringen Quellenwert, denn die Kunde, die er übermittelt, beruht ja nicht auf eigener Beobachtung des Schreibers. Wir können nicht mehr feststellen, auf welchen Wegen die Erzählung von denen, die den wahren Kern dieser Nachricht beobachtet haben, bis nach Syrien von Mund zu Mund weiterdrang. Trotzdem sind zwei Punkte wichtig. Einerseits ist es lehrreich, zu erfahren, wie weit die Kunde vom kultischen Selbstmord der Germanen verbreitet war. Zum anderen wird, was auch die übrigen Berichte bestätigen, die Wahl der Todesart durch Erhängen als besonders häufig bezeichnet. Wie weit der Bericht aber für die Beurteilung der Häufigkeit des kultischen Selbstmordes herangezogen werden darf, ist fraglich, da wir nicht wissen können, wie groß der Abstrich sein muß, um den wahren Kern herauszuschälen. Vielleicht dürfen wir sagen: nicht selten.

Die Gottheit, zu der die sich selbst Opfernden durch ihr Opfer kommen wollten, war, soweit aus der Wahl der Todesart oder anderen Angaben Schlüsse gezogen werden können, Wodan. In seinem Totenreich war Raum für Männer und Frauen, wenn sie im Kampf fielen oder durch Selbstopfer starben*). Auf diesem Standpunkt steht sogar noch die nordische Gautrekssaga, die allerdings sehr viel altertümliche Züge enthält.

Gilbert Trathnigg

---

*) Für Männer ist auch Opferung meist in der Form der Todesstrafe bezeugt.

## Urkunden aus vandalischer Zeit

Vor mehreren Jahren fand ein Eingeborener etwa 100 Kilometer südlich von Tebessa und 65 Kilometer westlich von Gaffa in Algerien einen Tontopf, der zwischen altem Gemäuer versteckt war. Dieser enthielt 45 Tafeln, auf denen 32 Kaufverträge aufgezeichnet sind. Leider sind nicht mehr alle Tafeln voll leserlich. Es lassen sich daher nur ein Vertrag über einen Sklavenkauf und 22 Verträge über Grundstückskäufe mit Sicherheit erkennen. Die elf vollständig erhaltenen Verträge sind auf eine doppelseitig beschriebene Tafel, auf acht Diptychen und zwei Triptychen geschrieben.

Ausführlichere Berichte, Textveröffentlichung[1]) und Untersuchungen stammen von E. Albertini im Journal des Savants 1930, S. 23 ff. (Actes de vente du V.e siècle trouvés dans la région de Tébessa [Algérie]) und von Hans Julius Wolff in der Tijdschrift voor Rechtsgeschiedenis 1936, S. 399 ff. (Römische Grundstückskaufverträge aus dem Vandalenreich.)

Wie auch andere Quellen zeigen die gefundenen Urkunden, daß die vandalische Herrenschicht gegenüber dem Privatrecht der eingesessenen Bevölkerung eine großzügige Stellung einnahm. Vandalen treten in den Urkunden des Fundes nicht auf. Aus diesen Gründen ist er hauptsächlich für die römische Rechtsgeschichte von Wert. Nur einzelne Punkte sind auch dem Germanenkundler eine nicht unwichtige Bestätigung und Bereicherung seines Wissens.

Am auffälligsten ist es, daß das Familienrecht und Erbrecht in den Urkunden nicht römisch ist. Als Verkäufer treten nicht selten Eheleute auf, so daß von ehelicher Gütergemeinschaft gesprochen werden kann. In einer Urkunde treten die Witwe und ihr Sohn gemeinsam als Verkäufer auf, in anderen der Bauer und seine Söhne. Zwar stellt sich sofort der Gedanke ein, daß hier germanische Anschauungen eine bessere Stellung der Frau bewirkten, doch läßt sich ein unmittelbarer Einfluß in dieser Hinsicht aus den vorliegenden Urkunden nicht herauslesen.

An einen mittelbaren Einfluß wird man jedoch denken dürfen, da das Vorbild der Herrenschicht die volksrechtliche Weiter- oder Umbildung des bisher römischen Rechtes begünstigen konnte. Wesentlicher erscheint mir, daß die Haltung der Vandalen gegenüber den Eingesessenen die Möglichkeit einer volksrechtlichen Gestaltung gab, die sich im Familien- und Erbrecht schneller auswirkte als im Kaufrecht, das durch die festen Formen der Verträge starrer und beharrlicher war.

[1]) Bisher sind leider nur zwei Verträge in vollem Wortlaut veröffentlicht. Sie stammen aus dem Jahre 494. Als König der Vandalen wird Guntamun(dus) (Ginttabundus) genannt.



Deutlicher wird der vandalische Einfluß auf die rechtlichen Verhältnisse der Unterworfenen in einem anderen Punkt. Zwar zeigen die Verträge ein Obereigentum, aber die Verkäufer, die offenbar nur Kolonen sind, veräußern ihren Besitz nach eigenem Belieben. Trotz der grundherrschaftlichen Oberhoheit sitzen sie also aller Wahrscheinlichkeit auf frei verfügbarem und vererbbarem Lande. Diese Veränderung der Lage der Kolonen kann nicht als volksrechtliche Weiterbildung des Rechtes angesprochen werden, sondern sie ist nach Meinung von H. J. Wolff das gewollte Ergebnis der kolonenfreundlichen Politik der Vandalen.

Gilbert Trathnigg

## Das Rätsel vom Ei als Spiel

Zuletzt hat in dieser Zeitschrift im 11. Jahrg., Neue Folge Bd. 1, Heft 8 (August 1939), S. 378 ff., Hans Bauer das Rätsel vom Ei behandelt und anhangsweise das bisher erschienene Schrifttum darüber zusammengestellt. Eine kurze Stelle in John Galsworthys Roman „Jenseits" zeigt nun, daß in England dieses Rätsel auch als Spiel bekannt ist. Es wäre wissenswert, nachdem die weite Verbreitung des Ei-Rätsels durch verschiedene Untersuchungen genauer bekannt geworden ist, ob nicht auch das Spiel weitere Verbreitung besitzt. Vielleicht ist der eine oder andere Leser dieser Zeitschrift in der Lage, Näheres mitzuteilen.

Die Schilderung des Spieles durch Galsworthy lautet:

Die kleine Gyp stand im Türrahmen. „Hallo, Bryan!" Sie eilte auf ihn zu, kletterte auf seine Knie; die Sonne schien auf ihr krauses Haar.
„Nun, Gypsy, wer wird ein großes Mädchen?"
„Ich werde reiten!"
„Ho, ho!"
„Bryan, spielen wir Humpty-Dumpty!"
„Gut, komm."

Gyp war noch mit einem der hunderterlei Dinge beschäftigt, die bei Frauen, wenn sie bereits „ganz fertig angezogen" sind, eine weitere Viertelstunde in Anspruch nehmen. Die beiden kamen herein, beim Ruf der kleinen Gyp hielt sie, die Nadel in der Hand, inne, um das Spiel zu beobachten.

Summerhay hatte sich auf das Fußende des Bettes gesetzt, er rundete die Arme, zog den Hals ein, blies die Backen auf, um ein Ei darzustellen, dann rollte er mit einer Plötzlichkeit, die der kleinen Gyp nie unerwartet kam, auf das Bett. Und die Kleine, die die Rolle „aller Mannen und aller Rosse des Königs" übernommen hatte, versuchte vergebens, ihn wieder aufzusetzen. Dieses Spiel, das Gyp nun wohl schon hundertmal gesehen hatte, erschien ihr heute besonders wertvoll.

R. Weigelt

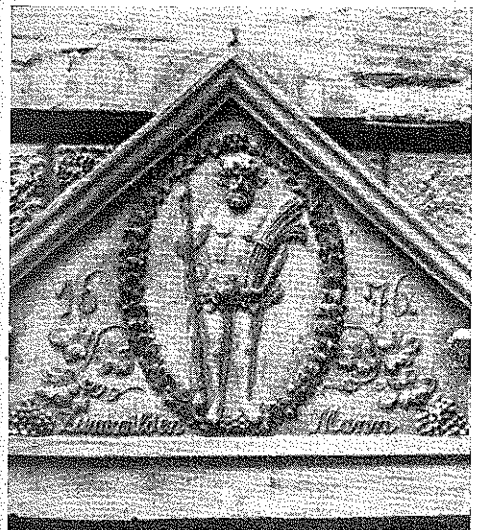
## Der „Räuber" von Eixendorf

In Eixendorf in der Oberpfalz fand ich im Jahre 1934 an der Gastwirtschaft von Wilhelm Zirner eine Granitplatte 165 × 80 cm, auf deren Flachrelief eine kunstlose Männerfigur eingehauen war. Der Mann ist nackt, trägt einen Blätterkranz um die Hüften, Schnurrbart und großen Kinnbart und hat gewelltes Haar. In der Hand trägt er einen Baumstamm, an dessen oberen Ende Blätter dargestellt sind.

Es handelt sich hier also offenbar um eine Darstellung des wilden Mannes. Bezeichnend sind die verschiedenen Auskünfte, die ich über den Ursprung und die Bedeutung des Steines erhielt. Angeblich soll es sich um die Darstellung des hl. Stephan handeln, nach anderer Auslegung soll es der wilde Mann sein, der früher auf einer Brücke gestanden hat und zu dem noch eine zweite ähnliche Figur, ein Fischweib, gehört habe, das aber verschollen sei.

Im Jahre 1938 fragte mich ein vorbeifahrender Bauer lachend, warum ich denn „den Räuber" photographierte. Er erzählte, daß es der Räuber vom Schwarzwiehrberg wäre, der wegen seiner Schandtaten dorthin verhext sei. Es ist bezeichnend, wie sehr die Auskünfte auseinander gehen und wie vorsichtig man sie auslegen muß. Die Darstellung weist aber darauf hin, daß es sich hier offensichtlich um den wilden Mann handelt, und es ist durchaus anzunehmen, daß

Wilder Mann zu Eixendorf



Wilder Mann zu Passau

Aufn. d. Verf. (2)

das Stück sehr alt und daher von erheblicher Bedeutung ist. Die Bezeichnungen als „Stephan" und „Räuberhauptmann" erscheinen, ihres zu vermutenden Ursprungs wegen, als nicht ausreichend.

In Passau findet sich eine weitere Darstellung des „wilden Mannes" am Gasthaus „Zum wilden Mann". Hier ist von großer Bedeutung, daß diese Figur einen Ährenstrauß im Arm trägt.

(Vgl. auch den Aufsatz „Wildg'fahr und Wildmänner in Tirol" von H. Neugebauer, Germanien 1939, S. 479.)

Carl Wanckel, Schönebeck a. d. Elbe

# Die Bücherwaage

**Richard Wagner und das germanische Altertum.** Von Hermann Schneider. (Philosophie und Geschichte Nr. 66.) Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen 1939. RM. 1,50.

Unter vorstehendem Titel hielt der bekannte Tübinger Germanist im März 1939 einen Vortrag im Istituto di Studi tedeschi in Rom, den er jetzt mehrfach erweitert in der Sammlung „Philosophie und Geschichte" (Nr. 66) vorlegt. Die wichtige Frage über Wagners Verhältnis zur eddischen Dichtung und zum Wesen der germanischen Frühzeit überhaupt beantwortet Schneider dahingehend, daß der Ringdichter sie künstlerisch wie menschlich sicher erfaßt habe.

Ist die Stellung Wagners zum Nibelungenstoff zuerst durchaus romantisch — seine Gewährsmänner sind bezeichnenderweise von der Hagen und F. Mone —, so wandelt sich dieses Verhältnis später durch die epochemachende Bekanntschaft mit der Edda. Ihm wie anderen romantischen Geistern des frühen 19. Jahrhunderts war die Nibelungensage im ersten Zeitabschnitt seiner Beschäftigung mit dem Stoff vor allem ein Urmythos der Menschheit, der insbesondere mit den Geschicken des deutschen Volkes verknüpft schien. In vielen Einzelfragen dagegen folgt Wagner nicht den halbgelehrten Phantasien seiner älteren Gewährsmänner, sondern mit ausgesprochenem Glück der Mythologie Jakob Grimms.

Mit den Züricher Jahren beginnt sein Weg zu einem neuen, der Wirklichkeit entschieden näheren Bild des germanischen Altertums, das ihm Ettmüller, sein „Edelmüller", vermittelt. „Der Ring ist in seiner endgültigen Gestalt weit über den ersten Entwurf mit echt eddischem Gut gespeist" (Schneider a. O. S. 18). Vor allem zeigen sich zwischen dem eddischen Lied Balders Draumar und dem Textbuch des Ringes engste Beziehungen. Außer dem Stoff ist es nunmehr auch die sprachliche Form der altgermanischen Dichtung, der Stabreim, der seine Nachdichtung maßgebend beeinflußt. Ebenso beeinflußt ihn der Erzählgehalt altgermanischer Dichtung, die einfache, geradlinig durchgeführte Liedfabel, der es um die Darstellung der Gipfel des seelischen Geschehens innerhalb menschlichen Schicksals geht.

Schließlich bezeichnet Schneider das Heldentum der Ringdichtung sowie den Gedanken des waltenden Schicksals in derselben als echtgermanisch. Das erste mag aufs Ganze gesehen richtig sein. Die Idee des waltenden Schicksals dagegen entstammt nicht erst Wagners Betrachtung des germanischen Altertums. Sie ist vielmehr seiner künstlerischen Persönlichkeit und Haltung an sich schon eigen und hat so den Dichter-Musiker für immer an die Betrachtung und Neuschöpfung germanischer Dichtung im Musikdrama gefesselt.

Über die grundlegenden Untersuchungen von Golther (Die sagengeschichtlichen Grundlagen der Ringdichtung Richard Wagners, Charlottenburg 1902) und Meinck (Der Ring des Nibelungen, aus der Sage neu erläutert, Liegnitz 1919/20) führt die kleine Schrift kaum hinaus.

Heinz-Joachim Graf

**Spruchdichtung des Volkes, Vor- und Frühformen der Volksdichtung.** Von R. Petsch. Grundriß der deutschen Volkskunde. Bd. 4. Max Niemeyer Verlag, Halle 1938. RM. 6,—.

Petsch gibt die erste zusammenfassende Darstellung der Spruchdichtung. Er berücksichtigt den Ruf, den Zauberspruch, den Weisheitsspruch, das Volksrätsel und die Volks- und Kinderreime. In dem Abschnitt über den Ruf als die Grundform der Spruchdichtung findet man behandelt Gruß und Wunsch, Verwünschungsformeln, Arbeitsspruch und Lied, Weidsprüche, Handwerks- und Trinksprüche. Schon hier wird mehrfach an Mythisches und Kultisches gerührt, das dann in den folgenden Abschnitten noch stärker als tragender Grund in Erscheinung tritt. Es ist ein weitgespanntes Gebiet der volkstümlichen Kleindichtung, das Petsch in meisterhafter Beherrschung des gesamten Stoffes und unter Berücksichtigung vielfältigen Schrifttums behandelt. Es konnte kein besserer Bearbeiter dieses wichtigen volkskundlichen Themas gefunden werden.

O. Huth

**Die kornische Geschichte von den drei guten Ratschlägen.** Von Ludwig Mühlhausen, Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für keltische Studien. Heft 2. Verlag der Dtsch. Ges. f. kelt. Studien, Berlin 1938.

Mühlhausen bietet den kornischen Text der Geschichte von den drei guten Ratschlägen nebst Übersetzung, Anmerkungen und Glossar sowie zwei irische Fassungen in deutscher Übersetzung. Eine zuverlässige deutsche Übersetzung des Originals lag bisher nicht vor. Mühlhausens Ausgabe ist um so willkommener, als derselbe Erzählstoff auch im deutschen Erzählgut alt überliefert ist, z. B. im Ruodlieb. Mühlhausens Einleitung und Anmerkungen machen seine Ausgabe für die vergleichende Märchenforschung sehr wertvoll.

O. Huth



**Die Ostgoten und Theoderich.** Von Gerhard Vetter. (Forschungen zur Kirchen- und Geistesgeschichte. Bd. 15.) Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1939. 118 S. RM. 7,50.

Vetter will in diesem Buche nicht eine geschichtliche Darstellung im gebräuchlichen Sinne geben. Er versucht vielmehr eine rassenkundliche Geschichtsbetrachtung zu erarbeiten, die sich aus den verschiedensten Gründen auf einzelne Fragenkreise beschränken mußte. Im einzelnen behandelt er Herkunft, Äußeres und Wesen der Goten und besonders des Theoderich. Ein Anhang versucht durch Rhythmenuntersuchungen den Zeitpunkt des Amtsantrittes Cassiodors näher zu bestimmen und zeigt auf, daß man Cassiodor fälschlich einen zu großen Einfluß auf die Regierung Theoderichs zugeschrieben hat. Er war nur der Beauftragte des großen Königs; der Inhalt der Schreiben, die in den „Varien" erhalten sind, wurde „innen- und außenpolitisch, aber auch kulturgeschichtlich entscheidend von Theoderich selbst bestimmt". Ebenso fleißig und gründlich wie der Anhang ist auch der Hauptteil gearbeitet, bei dem es deutlich wird, welch große Schwierigkeiten einer solchen rassenkundlichen Geschichtsbetrachtung entgegenstehen. Trotzdem enthält das Buch eine Fülle hübscher Einzelergebnisse und läßt die großen Linien gut erkennen. Es wäre zu begrüßen, wenn andere dem Beispiel Gerhard Vetters folgten und andere germanische Stämme und Führerpersönlichkeiten im gleichen Sinne untersuchen würden.

Ph. Schadelock

**Die Ostgermanen und der Arianismus.** Von Heinz-Eberhard Giesecke. B. G. Teubner, Leipzig. 1939. 222 S. RM. 10,—.

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man die Untersuchung Gieseckes zu den schönsten Arbeiten zählt, die im vorigen Jahre erschienen sind. Gewissenhafte Forschung, die jeder Frage bis in die letzten Einzelheiten nachgeht, und eine schöne Darstellungsform vereinen sich in diesem Buche, das uns besonders wertvoll ist, weil es gerade den Anteil der germanischen Weltanschauung am ostgermanischen Arianismus herausarbeitet. So bringt die Untersuchung nicht nur eine neue Darstellung des Arianismus überhaupt, sondern vor allem eine Würdigung des Lebenswerkes Wulfilas, dessen theologische Leistung den ostgermanischen Arianismus prägte. Hier und bei der Untersuchung über das Fortleben des Arianismus bei den einzelnen Stämmen der Ostgermanen wird immer wieder herausgearbeitet, in welchen Punkten die germanische Weltanschauung und Geisteshaltung zu neuen Lösungen und Ausdrucksformen, zu Glaubenssätzen führten, die nur dem ostgermanischen Arianismus eigen sind. Weitere Abschnitte schildern den Untergang des Heidentums bei den Ostgermanen, die verschiedenen Christianisierungsversuche und zuletzt das Schicksal des Arianismus bei den einzelnen ostgermanischen Stämmen, bis diese in der Völkerwanderung untergingen, oder bis der Katholizismus, dem die romanische Bevölkerungsschicht anhing, mit Hilfe der politischen Mächte jener Zeiten zum Siege über den Arianismus gelangte. In einer Würdigung der erfolgreichen Arbeit, bei der im Rahmen einer Besprechung nur die großen Linien verfolgt werden können, wäre es ungerecht, auf kleine Einzelheiten einzugehen, über die man anderer Meinung sein kann, da gerechterweise dann auch die zahlreichen anerkennenswerten Einzelergebnisse die gleiche Behandlungsweise erfahren müßten. Dies wäre aber bei einem so wichtigen und ergebnisreichen Buche nur in einem bedeutend größeren Rahmen möglich.

Gilbert Trathnigg

**Der Eintritt der Germanen in die Geschichte.** Von Joh. Haller. Sammlung Göschen Bd. 1117. Walter de Gruyter & Co., Berlin 1939. 119 S. RM. 1,62.

So erfreulich es ist, daß der germanischen Frühgeschichte ein eigenes Göschen-Bändchen gewidmet werden sollte, so wenig vermögen wir den vorgelegten Band zu begrüßen. Allein der flüchtige Überblick zeigt schon, daß für die Behandlung des Verhältnisses Indogermanen und Germanen, für germanische Kultur und Religion und für die ganze älteste Geschichte bis zum Beginn der Völkerwanderungszeit nur 26 (!) Seiten benötigt werden. Das Hauptgewicht der Darstellung liegt auf der Behandlung des Frankenreiches, die man doch wohl kaum in einem Buch mit dem Titel „Eintritt der Germanen in die Geschichte" sucht. Auch die Schrifttumsverweise lassen für die älteren Zeiten viel vermissen. So etwa die Hirt-Festschrift, Grönbech „Kultur und Religion der Germanen", R. Much, „Tacitus' Germania erläutert", und Jan de Vries, „Altgermanische Religionsgeschichte". Die Hinweise auf nicht angeführte wichtige Werke ließen sich noch beliebig erweitern. Besser steht es nur mit der Behandlung der späteren Geschichte, die viel sorgfältiger und sachgemäßer geschildert wird. Nicht allein die übergroße Kürze stört — Siegfried Gutenbrunner widmet sein etwa gleichzeitig erschienenes Buch über die „Germanische Frühzeit auf Grund antiker Quellen" nur dem ersten Jahrtausend v. Zw. bis einschließlich der Züge der Kimbern und Teutonen —, sondern auch die Einzelheiten entsprechen vielfach nicht mehr dem Stand der Forschung, von ganz offenkundigen Fehlern wie etwa der Gleichsetzung von Ziu und Freyr, der Bezeichnung Odins als Himmelsgott und anderem mehr ganz abgesehen.

Gilbert Trathnigg

**Der gallische Krieg.** Von Gaius Julius Caesar. Verdeutscht und erläutert von Viktor Stegemann. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung zu Leipzig. 360 S., 9 Abbildungen und 14 Karten. RM. 4,80.

Viktor Stegemann hat seiner schönen Übersetzung des gallischen Krieges eine ausführliche Einleitung vorausgeschickt, in der er die Bedeutung Caesars und seines Werkes würdigt und zugleich alles Wissenswerte über Caesar selbst und seine Zeit bietet. Der Anhang bringt vor allem eine Erklärung aller kriegstechnischen Ausdrücke in knapper und übersichtlicher Form. Während in den genannten Teilen Stegemann alles zusammenstellt und erläutert, was der Leser erwarten und erhoffen kann, ist dies von den Erläuterungen, die den Text begleiten, leider nicht zu sagen. Vom Standpunkt der römischen Altertumskunde ist zwar — soweit ich darüber urteilen darf — alles Notwendige berücksichtigt und gut erläutert worden. Allein bei Caesar ist es ja damit allein nicht getan. Für die Germanenkunde bringt er neben bedeutsamen Stellen auch solche von recht umstrittenem Wert. Dort wo Stegemann mit Erläuterungen eingreift — an verschiedenen Stellen sind sie leider unterblieben —, hat er sich zwar bemüht, die besten Hilfsmittel heranzuziehen, aber nicht immer den Stand der neuesten Forschung genügend berücksichtigt. Einige dieser Erklärungen müssen leider als mißglückt betrachtet werden. Trotz dieser Bemängelungen kann aber, da es sich nur um einzelne Fälle handelt, die zudem den Wert der Übersetzung selbst nicht berühren, die Verdeutschung Stegemanns empfohlen werden. Ph. Schadelock

**Deutsches Volkstum in Volkskunst und Volkstracht.** Von Otto Lehmann (Deutsches Volkstum, im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine f. Volkskunde hg. v. John Meier, Bd. I). 125 S. u. 23 Abb.-Tafeln, 8°. Verlag De Gruyter, Berlin 1938. RM. 6,20/7,20.

Auf knappem, allzu knappem Raum muß der Verfasser versuchen, das vielseitige und gerade heute besonders wichtige Gebiet darzustellen. So kommt eigentlich weder die Volkskunst, noch die Volkstracht zu ihrem vollen Recht. Bei den Trachten fehlen die entwicklungsgeschichtlichen Linien, bei der Volkskunst wird der sinnbildliche Gehalt zwar als Tatsache erwähnt, jedoch nicht weiter ausgeführt, ebenso wie die Äußerungen der Volkskunst unberücksichtigt blieben, die dem Brauchtum dienen. Auf beides legen wir aber gerade heute besonderes Gewicht. Trotzdem wird man Lehmanns Buch mit Gewinn lesen. Ein Leben, verbunden mit Volkskunst und Volkskunstpflege, gibt seiner Darstellung besondere Wärme und Lebensnähe. Im ersten Hauptabschnitt stellt Lehmann in großen Zügen Volkskunst und Volkstracht als Funktion des Volkslebens dar, sucht den Begriff der Volkskunst herauszuarbeiten, ihre Formelemente usw. Den zweiten Teil erfüllt eine Zusammenschau der volkskünstlerischen Leistungen der deutschen Stämme nach ihrer besonderen Eigenart: ein sehr schwieriges Unterfangen. Dieser Teil enthält viele feine Beobachtungen, u. a. über die im Blut liegenden Zusammenhänge, die auch bei Tochterstämmen im Neusiedelland durchschlagen. Räumlich beschränkt sich die Darstellung auf das Deutsche Reich vor der Angliederung der Ostmark, läßt also die Volksdeutschen unberücksichtigt. Lehmann selbst bezeichnet sein Buch selbst nur als einen unvollkommenen Versuch auf diesem höchst schwierigen Gebiet. Vieles ahnen wir vorerst, ohne schon den bündigen Beweis führen zu können. Um so mehr ist sein Mut anzuerkennen, der ihn das Ringen um die Gestaltung der behandelten Fragen aufnehmen ließ und uns manches Wort bescherte, das im Gedächtnis haften bleibt.

Richard Wolfram

**Deutsche Stickmuster.** Von ihren Anfängen bis zum Biedermeier. Von Hanna Kronberger-Frentzen. Mit 6 Farbtafeln und 31 Textabbildungen. M von Schröder-Verlag, Hamburg. RM. 3,60.

Der engbegrenzte Gegenstand des äußerlich immerhin vorteilhaft aufgemachten Büchleins ist keineswegs, wie die Verlagsanpreisung behauptet, die geschichtliche Entwicklung des stickerischen „Formenschatzes in seiner volkstümlichen Prägung", sondern eine nach Inhalt und Bildauswahl dürftige Geschichtsbetrachtung der „anspruchsvollen Kunststickerei", die sich von jeher nur auf bestimmte Gesellschaftsschichten beschränkt hat. Eben diesen Kreisen mag das Buch genügen; denn diese Kreise merken ja nicht, daß das Buch alle echt volkstümlichen Stickereien unterschlägt und über die vielen Prachtstücke deutscher Volkskunst hinwegsieht, als seien sie gar nicht vorhanden. Aus diesem Grunde bietet das Buch auch keinen Einblick in die Entwicklungsgeschichte und Entwicklungszusammenhänge dieses Bereiches deutscher Kultur, sondern es bleibt in allen Stücken rückständig. Ein Buch, das wie dieses weder über Altes hinausführt, noch den Stolz auf die eigene Volksüberlieferung zu wecken vermag, ist unvollkommen.

Siegfried Lehmann

**Der Spinntrupp im deutschen Volkstum.** Von Heinrich Sohnrey und Hugo Schröder. Deutsche Landbuchhandlung, Berlin. 1938. RM. 6,—.

Merkwürdigerweise gab es bisher keine zusammenfassende Darstellung über die Spinnstube, die eine so große Rolle im Gemeinschaftsleben des Landes spielt. Es ist sehr dankenswert, daß Sohnrey, dessen bekannte Sollinger Volkskunde bereits ein reichhaltiges Kapitel über die Spinnstube enthält, nun eine zusammenfassende Behandlung des für die Volkskunde so wichtigen Themas vorgelegt hat.

Er hat in seiner Jugendzeit aus eigener Erfahrung die Spinnstube kennengelernt und sie später immer im Auge behalten. In seiner langjährigen Tätigkeit für die ländliche Heimatpflege hat er immer wieder gegen die Verdammungsurteile über die Spinnstube, die vor allem von kirchlicher Seite herrühren, Stellung genommen. Aus diesem Verteidigungskampf für die Spinnstube ist letzten Endes die nun vorliegende Untersuchung erwachsen. Im Vorwort hebt Sohnrey hervor, daß „der jahrhundertelange behördliche und kirchliche Kampf gegen die Spinnstube, d. h. gegen eine naturgegebene Geselligkeitsveranstaltung im Dorfe, sich schließlich mit ausgewirkt hat in dem Zuge vom Lande". Indem es einen der Gründe der Landflucht aufdeckt, will das vorliegende Buch Sohnreys mithelfen im Kampf gegen die Landflucht. Die Spinnstube hat bekanntlich eine große Bedeutung für die Überlieferung des Lieder-, Sagen- und Märchenschatzes, und der Kampf gegen die Spinnstube hat vielfach diese Volksüberlieferungen gestört.

Sohnrey führt die verschiedenen Namen der Spinnstube in den einzelnen Landschaften an und schildert sodann die Arbeit in der Spinnstube und die Spinnstubenbräuche. Er handelt ferner über das Spinnen im Volksglauben und über Flachs und Spinnrad im Volksmund.

Wenn auch manches vielleicht hätte noch klarer gefaßt werden können — man vermißt auch die Beachtung Otto Böckels, der die Bedeutung der Spinnstube genau so einschätzt wie Sohnrey und ebenfalls einen energischen Kampf für die Erhaltung der Spinnstube führte —, so ist das Buch doch als Ganzes wohl gelungen und sehr zu begrüßen. Otto Huth

**Wald und Siedlung im vorgeschichtlichen Mitteleuropa.** Von H. Nietsch. Mannusbücherei Bd. 64. Curt Kabitzsch Verlag, Leipzig. 1939. V und 254 S. und 140 Abbildungen. RM. 22,50/24,—.

Im ersten Teil des vorliegenden Buches von H. Nietsch wird die Geschichte der Waldlandschaft geschildert. Dabei finden nicht nur die Geschichte des Eindringens der einzelnen Baumarten in unser Siedlungsgebiet und Klimafragen Berücksichtigung, sondern vor allem auch die Fragen, die mit der Eigenart des Urwaldes, mit der Begünstigung oder Verhinderung von Siedlung und Verkehr durch die einzelnen Waldlandschaften zusammenhängen. Der zweite Teil bringt an dem Beispiel der jüngeren Steinzeit eine Untersuchung über die Beziehungen von Waldland und Siedlung. Somit kann Nietschs Arbeit in zweierlei Hinsicht beurteilt werden. Entweder vom Standpunkt des Naturwissenschaftlers oder von dem des Kulturwissenschaftlers. Der letzte Abschnitt fällt nur in das Arbeitsgebiet des letzteren, denn hier soll ein Beitrag zum Verständnis germanischer und indogermanischer Überlieferung geboten werden. Er ist nur sehr skizzenhaft ausgearbeitet und mag daher weniger als Untersuchung denn als eine Sammlung von Anregungen gewertet werden. Als solcher ist er wertvoll, wenn er auch manches neuerlich vorbringt, was von der Fachforschung schon geklärt wurde. Für wertvoller halte ich, auch für den Kulturwissenschaftler, die beiden ersten Teile. Hier wird zusammenfassend über den Stand der naturwissenschaftlichen Forschung berichtet, die sonst in einer Fülle von Einzelarbeiten zerstreut ist. Die schönen Beobachtungen des Verfassers in verschiedenen Waldlandschaften, gepaart mit den Ergebnissen der geschichtlichen Waldforschung, geben Erkenntnisse und Ausblicke, die die kulturgeschichtliche und geschichtliche Forschung durchaus fördern. Bei dem zweiten Teil, der die jungsteinzeitliche Siedlung in ihrer landschaftlichen und menschlichen Bedingtheit als Hauptgebiet behandelt, ist zu bedauern, daß Gegenstücke für die späteren vorgeschichtlichen Zeiträume fehlen. Der Überblick über die Erweiterung der Siedlungsräume in der Metallzeit vermag sie, so gut er an sich ist, nicht zu ersetzen.

Gilbert Trathnigg

**Deutsche Metrik.** Von Otto Paul. 2., verbesserte und durch eine Beispielsammlung vermehrte Auflage, XIV und 179 S. Max Hueber Verlag, München 1938. RM. 3,50.

Paul hat sich das Ziel gesetzt, „die Anfangsgründe der deutschen Verslehre zu vermitteln" (S. IX). Nach den einleitenden Bemerkungen über die Grundbegriffe der Metrik und über die Voraussetzungen, die sich aus der Eigenart der deutschen Sprache ergeben, behandelt der Verfasser die drei Hauptgruppen deutscher Verse: den Stabreim (S. 13—26), den Endreimvers (S. 26—113) und die neuere reimlose Dichtung (antike Odenmaße und freie Rhythmen) (S. 113 bis 152).

Die Arbeit verbindet einprägsame Kürze mit einem hohen Grade der Vollständigkeit. Die wissenschaftlichen Streitigkeiten und die persönlichen Ansichten des Verfassers, der sich als Schüler Andreas Heuslers bekennt, treten allerdings hinter den gegebenen Tatsachen stark zurück. Der Gegenstand, den Paul behandelt, verdient die Aufmerksamkeit aller, die sich mit den fremden Einflüssen auf das deutsche Geistesleben befassen. Das Verschwinden des altgermanischen Stabreimverses am Beginn des Mittelalters und das Wiederauftauchen von Versformen, die alt-

germanische Wesenszüge zeigen, in der Dichtung Goethes und Hölderlins sind Vorgänge, die bei der Frage nach dem Verhältnis zwischen Germanentum und Deutschtum die größte Bedeutung haben. Für diesen Wandel der Kunstformen wird die vorliegende schlichte Darstellung der deutschen Metrik das Verständnis wecken helfen.

Siegfried Gutenbrunner

**Die Reden des Führers nach der Machtübernahme. Eine Bibliographie.** II. Beiheft der NS.-Bibliographie. Zentral-Verlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. G. m. b. H., Berlin.

Wie das in dem großen Werk „Mein Kampf" niedergelegte politische Grundbekenntnis des Führers längst zum Volksbuch der Deutschen geworden und sein Inhalt den Charakter einer allgemeinen geistigen Grundlage des Nationalsozialismus als Weltanschauung und der nationalsozialistischen Politik als ihrer Bewährung im Alltag gewonnen hat, so sind die großen Reden, die Adolf Hitler nach der Machtübernahme hielt, als eine Verlängerung des gewaltigen geistigen Armes anzusehen, mit dem der große Ideenträger und Volksführer seine Gefolgschaft hält und lenkt. Wer die Geschichte unseres Volkes in diesen Jahren nach 1933 studieren oder auch nur erleben will, muß dabei in erster Linie auf die Führer-Reden zurückgreifen. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß, bevor diese einmal dokumentarisch festgehalten und gesammelt herausgegeben werden, ein Verzeichnis erscheint, das diese Sammealarbeit im Kern vorwegnimmt und durch Hinzufügung von Kernsätzen und Quellenangaben bereits eine schöne Verwendbarkeit sichert. Die eben erschienene Bibliographie „Die Reden des Führers nach der Machtübernahme", bearbeitet von Jürgen Soenke, wird daher allgemeinem Beifall begegnen. Sie ist klar gegliedert, das Verzeichnis ist nach Jahren eingeteilt, jeweils ist die Quelle angegeben. Die Kernsätze unterrichten über den wesentlichen Inhalt. Selbst die Reden des letzten Jahres sind bis zur Rede in Wilhelmshaven vom 1. April 1939 erfaßt. Ein Personen- und Sachregister vervollständigt diese aus der Tätigkeit der Parteiamtlichen Prüfungskommission erwachsene nützliche Arbeit, die wohl bald zu dem unersetzlichen Bestand der politischen Handbücher gehören wird.

Friedhelm Kaiser

## Zwiesprache

Von den **Gräbern germanischer Führer** und Streiter **in fremder Erde**, deren wir am Heldengedenktag gedacht haben, erzählt der Leitaufsatz dieses Heftes. Mehr als ein Jahrtausend umfassen die deutschen Heldenmäler in der Fremde, die von der großen Völkerwanderung bis zum Großen Kriege heiligste Denkmäler germanisch-deutscher Geschichte sind. — Ein Aufsatz von Volkmar Kellermann berichtet über eins der wichtigsten Sinnbilder unserer Ahnen; er bringt **die Überlieferung vom Hirsch** in Bild und Sage in Einklang und führt so zu einer Sinndeutung uralter Überlieferungen. — Eine wichtige Frage der germanischen Wehrgeschichte, die Nachrichtenübermittlung durch **Hörzeichen von Berg zu Berg**, untersucht Hans J. Moser, der aus heute noch bestehender Überlieferung Wichtiges zur Lösung dieser Frage beiträgt. — Von einer ϟϟ-Grabung an der **Steinzeitfestung Altheim** bei Landshut gibt K. H. Wagner einen Vorbericht, der die Bedeutsamkeit dieser Siedlung für unsere Vorgeschichte erkennen läßt. — Durch das schnelle Eingreifen der Wissenschaft konnten noch im August 1939 die Spuren eines **früh-semnonischen Hauses in Berlin-Zehlendorf** geborgen werden, worüber Walter Kropf einen Bericht gibt. — Zu der wichtigen Frage der **Versatanung germanischer Götter** in christlicher Zeit weiß Edmund Weber überzeugend darzulegen, daß es die germanische Vorstellung von dem gütigen und helfenden Gott ist, die heute noch ungebrochen in unserer Sagen- und Märchenüberlieferung fortlebt. — Die **Fundgrube** bringt kleinere Beiträge zu Fragen der Germanenkunde und der deutschen Volkskunde.

Hauptschriftleiter: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Anzeigenleiter: Hans Boehm, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7—11. Druck: Georg Koenig, Berlin C 2.




# Germanien

## Monatshefte für Germanenkunde

Heft 5 — 1940 — Mai


## Deutsches Kriegertum

### Von Ernst Moritz Arndt

Wir sind ein unsterbliches Volk in der Geschichte, und wenn wir untergehen — was Gott verhüte und das Eisen unserer Kinder! —, so wird ein glänzender Lichtstreif des Ruhms wie ein Blitzstrahl unserer herabsinkenden Leiche nachleuchten.

Germanen, welch ein Name und welch ein Volk! Es leben noch viele davon; wir dürfen allein nicht stolz darauf sein. Die Skandinavier auf den Inseln und Halbinseln, die meisten Briten, die Franzosen, die Spanier, die Italiener — alle die ersten, gebildetsten und schönsten Nationen Europens stammen davon oder sind doch damit gemischt. Aber wir Männer der deutschen Zunge zwischen den Alpen, dem Rhein, der Weichsel und der Nordsee, wir bewohnen das alte Land der Germanen, wir sprechen ihre Sprache. Hier war Germanien; ich sollte sagen, hier war auch Germanien: denn das große Volk saß von dem Don und dem Mäotischen Pfuhl bis zur Schelde und Donau. Wäre hier am Rhein und an der Elbe und Donau nicht glorreich gefochten zuerst, so hätten wohl die Späteren des fünften, sechsten Jahrhunderts schimpflich gedient zuletzt. An der Schlacht im Teutoburger Walde hing das Schicksal der Welt, darum ist Hermann Weltname geworden; er ist nicht bloß etwas Poetisches für uns, etwas bloß durch das graue Altertum und den Wahn der wachsenden Zeitenlänge Geheiligtes, nein, er ist etwas Ewiges und Wirkliches, weil wir noch durch ihn sind, weil ohne ihn vielleicht seit sechzehnhundert Jahren hier kein Deutsch mehr gesprochen sein würde. Welch ein Kampf eines kleinen Haufen, der Völkchen zwischen der Elbe, dem Rhein, dem Harz und den thüringischen und fränkischen Bergen gegen den römischen Koloß! Der Koloß drückte, von gewaltigen und herrlichen Männern, von Drusus und Germanicus bewegt, aber mehr als einmal ward er zerschmettert über den Rhein zurückgeworfen. Die Römer arbeiteten mit List, wo Tapferkeit nichts vermochte, mit Schmeicheleien, Verführungen, Titeln und Bestechungen, wo sie in Schlachten unglücklich waren; sie suchten durch Anzettelungen und Ränke zu verderben, die zwischen Sieg und Tod keine Wahl kannten. Aber sie schwächten nur, zerstören konnten sie nicht; Tugend war gewaltiger als List. Der schlaue und weitblickende Tiberius brauchte alle Künste, die er verstand, das Volk mußte sich untereinander morden, Hermann führte gegen Marbod, die Fürsten fanden beide ihr Verderben, aber das Volk bestand. Deutsche, vergesset Hermann nicht; flehet